<36622482430018 S

<36622482430018

Bayer. Staatsbibliothek

R

Michael Ignaz Schmidts

Hochfürstl. Wirzburgischen geistlichen Raths, und ordentlichen Lehrers der Geschichte auf der Universität zu Wirzburg, wie auch Bibliothekars bey derselben

Geschichte der Deutschen

Erster Band

Von den ältesten Zeiten bis auf die Eroberung von Gallien durch den fränkischen König Klodwig.

Mannheim und Frankenthal,
1783.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Vorbericht.

Zufolge unſeres Verſprechens erſcheinet hiemit der erſte Band der hiſtoriſchen Sammlung. So wie unſer einziges Augenmerk nur dahin gerichtet iſt, denen Gelehrten überhaupt, und denen Kurpfälziſchen beſonders durch unſer Unternehmen die beſten und neueſten hiſtoriſchen Werke, unter anderen diejenige, die zu den Vorleſungen auf den meiſten Univerſitäten gebraucht zu werden pflegen, in dem möglichſt wohlfeilen Preiß zu liefern; ſo ſchmeichlen wir uns hingegen auch, da unſere Abſicht von übertriebener Gewinnſucht weit entfernet iſt, eines geneigten Vorſchubs, und kräf-

tiger

tiger Unterstützung von Seiten der Herren Gelehrten.

Die folgende Bände der Sammlung sollen richtig, wenigstens Monatlich einer, gelieferet werden: sollten sich aber mehrere Liebhabere finden, denen daran gelegen wäre, ein- oder anderes Werk in kürzerer Zeit zu haben; so wünschet man nur davon benachrichtiget zu werden, und wird es sich alsdann zur Pflicht machen, solchem Wunsch zu entsprechen.

Einige Herren Liebhabere haben die Frage aufgestellet: ob sie bey ein- und anderem Werk, welches ihnen etwa nicht anständig, oder womit sie allenfalls schon versehen wären, aussetzen dörften? Hierauf antwortet man mit Ja: denn wir verlangen Niemanden zu zwingen; vielmehr werden wir jedesmal einen Monat zuvor, ehe ein Autor geendiget wird, öffentlich anzeigen, was für ein neues Werk zum nächsten folgen solle, damit sich jeder von unseren Herren Liebhabern darnach richten könne.

Auch finden wir nöthig, hier zu bemerken, daß, wegen schicklicher Eintheilung der Autoren, und der abhandlenden Materie, sich zuweilen zutragen wird, daß ein monatlicher Band kein vollstän-

ständiges Alphabeth enthalte: dafür werden wir aber unsere Freunde wieder in der Folge entschädigen, wenn es nemlich die Materie leidet, und einige Bögen mehr, ohne weitere Nachzahlung liefern.

Der Preiß jeden Bandes, bleibt ein für alle mal auf 24 Kreuzer festgesetzt; die Zahlungen werden francò eingesendet, — und die Herren Liebhabere übernehmen auch das Porto von den bestellten Exemplarien; jedoch wird man bey den Versendungen immer sorgen, damit solche so wohlfeil, als möglich, geschehen, und sich diesfalls nach den allenfalls zu stellenden Ordres der Herren Liebhabere genauest richten.

Es würde uns auch noch zum besonderen Vergnügen gereichen, wenn die Herren Gelehrte uns zu benachrichtigen belieben wollten, welche Autores sie zu haben wünschen; wir würden uns in dem Fall, wenn mehrere Stimmen auf den nemlichen Autor fallen, ganz nach dem Geschmack derselben richten, um dadurch zu zeigen, daß wir Ihnen einzig zu gefallen leben wollen.

Da wir mehr um der Ehre, als um des Gewinnstes willen arbeiten; so wird unsere ganze Sammlung, in schönem Druck, und Papier, so

vie-

viel möglich, sich immer gleich seyn; wir sehen nicht darauf, ob ein Werk viele, oder wenige Bände giebt; deswegen haben wir eine Schrift zu dieser Sammlung gewählet, die sich enge zusammen drucket, und doch dem Auge im Lesen nicht wehe thut; und wir dörfen noch versicheren, daß uns selbst lieb ist, wenn ein Werk in wenige Bände gebracht werden kann, weil unsere Herren Liebhabere dabey den Vortheil haben, daß das Werk desto wohlfeiler wird.

Mehr werden wir nicht nöthig haben, zum Lob unseres Unternehmens zu sagen: Prahlerey ist unsere Sache nicht; sondern wir halten viel auf das alte Sprüchwort: **das Werk muß sich selbst loben.**

Vorrede des Autors.

Meine Absicht bei diesem Werke ist, zu zeigen, wie Deutschland seine dermaligen Sitten, Aufklärung, Gesetze, Künste und Wissenschaften, hauptsächlich aber seine so sehr ausgezeichnete Staats- und Kirchenverfassung bekommen habe; kurz, wie es das worden sey, was es wirklich ist.

Da die Kultur des Menschen immer einer der Hauptgegenstände ist, worauf der Ge-

schichtschreiber sein Augenmerk richten muß; diese aber in einem nicht geringen Verhältniß mit der Kultur des Bodens zu stehen pflegt: so fange ich an von der natürlichen Beschaffenheit des alten Deutschlandes. Ich sage, in einem nicht geringen Verhältniß: denn wenn der Fortschritt ganz gleich wäre, so müßte freylich der Chineser eine weit höhere Stuffe unter den gesitteten Nationen einnehmen, als ihm der Europäer gemeiniglich einräumt. Indeß bleibt doch so viel richtig, daß, wenn jemand von den öden Fluren, und ungeheuren Waldungen der Irroquoisen auf einmal in das auf das fleißigste angebaute China übersetzt würde, er von sich selbst den Schluß machen würde, daß andre Menschen hier wohnen müssen.

Mit dem Anbau eines Landes verändert sich auch nach und nach dessen Klima, und diese Veränderung zieht wieder eine Menge anderer nach sich. Es ist daher allemal der Mühe werth, wenigstens durch analogische

Schlüs-

Schlüsse, das ursprüngliche Klima eines Landes zu bestimmen.

Ich schreite von da fort zu dem Charakter und den Sitten der alten Deutschen. Unter Sitten und Charakter eines Volks verstehe ich den Innbegriff der herrschenden Neigungen und Meinungen desselben. So, wie Tacitus von den Deutschen sagt, daß die guten Sitten bey ihnen mehr vermögen, als anderwärts die Gesetze: eben so kann man überhaupt von allen übrigen Völkern sagen, daß die Sitten bey ihnen mehr vermögen, als die Gesetze. Eine Nation kann nicht allemal nach ihren Gesetzen beurtheilt werden, indem diese gar oft gerade das Gegentheil von dem sind, was sie selber ist. Besonders sind die verbietende Gesetze meistentheils Folgen gewisser Paroxysmen der Staatskörper. Wenn ein oder die andere Krankheit sich heftiger, als gewöhnlich, äussert: so wird ihr geschwind mit einem solchen Gesetz begegnet, ohne daß man sich um die Mittel bekümmert, es in Ausübung zu bringen.

gen. Kömmt das Fieber wieder, geschwind wieder das nemliche Gesetz, als wenn ein Kranker dadurch gesund würde, wenn man ihm verbitet, nicht mehr krank zu seyn. Dieses wird meistens so lange wiederholet, bis entweder die Krankheit in eine weit schlimmere ausartet, oder durch die Gewohnheit erträglich, und zuletzt gar nicht mehr empfunden wird. Auffallende Beyspiele davon geben uns die ersten Gesetze der verschiedenen deutschen Nationen, und der gröste Theil der Kapitularien Karls des Grossen. Karl sah es zwar wohl ein, daß man Wirkungen ohne Ursachen verlangt, wenn man Sitten stehen läßt, und Sachen gebietet, die nicht mit diesen übereinstimmen, er legte daher auch Hand an die Nationalerziehung; allein, seine Nachfolger setzten diesen Plan fast ganz wieder aus den Augen.

Nur ist die Frage, in wie weit dem Tacitus, und andern römischen Schriftstellern Glauben beyzumessen sey, wenn sie von den Sitten der Deutschen reden; indem es fast

zur

zur Mode geworden, daß man den Erstern nachredet, er habe vielmehr eine Satyre auf die Römer, als das wahre Gemälde der deutschen Sitten liefern wollen. Meines Orts pflichte ich dem Robertson bey, der des Tacitus Werk von den Sitten der Deutschen, so wie auch die Nachrichten des Cäsars von eben denselben für die kostbarsten und Lehrreichsten Denkmaale des Alterthums für die gegenwärtigen Bewohner von Europa ansieht a). Nichts rechtfertiget den grossen Staatsmann und Menschenkenner mehr, als die Geschichte der heutigen und alten Nationen, die eben so weit von dem Stande der Natur entfernt in ähnlichen Umständen leben, oder gelebt haben, als die alten Deutschen. Robertson hat die Parallele mit den Amerikanern, denen wir den Namen der Wilden beylegen, gezogen b). Bey dem Cluver in sei-

a) Robertson Geschichte der Regierung Kaiser Karl des fünften, T. I. in der sechsten Note p. 261.

b) Ebendaselbst S. 266. folgg.

seiner Germania antiqua findet man alles beysammen, was die alten Völker betrift. Wie einleuchtend ist nicht die Aehnlichkeit, ohne daß darum das Ganze aufhöret, eine einzelne und sich nur ähnliche Nation zu bezeichnen!

Konnte Tacitus nicht auch die nemliche Absicht haben, die Sitten der Deutschen zu studieren und zu entwerfen, als manche Europäer, da sie den Sitten der Wilden so fleißig nachspüren? Mich deucht, daß ein in seiner rohen Barbarey aufgewachsener Deutscher für einen civilisirten Römer ein eben so interessanter Anblick seyn mußte, als der Wilde, oder jede andere ihr ursprüngliches Gepräg noch an sich habende Nation zu unsern Zeiten für den Philosophen ist. Warum sollte wohl Tacitus so genau die Namen, Wohnungen, und andere Unterscheidungszeichen der deutschen Nation, so gar was Kleidung, und dergleichen betrifft, aufgesucht haben, wenn er nicht Geschichtschrei-

der hätte seyn wollen? Der allgemeine Namen der Scythen, oder gleichwohl der Deutschen, würde ihm viel bequemer gewesen seyn, seine satyrischen Ausfälle zu maskiren. Ueberhaupt müßte man erst die besondern Stellen namhaft machen, die nicht allerdings mit der Wahrheit übereinstimmen, wenn man so etwas behaupten wollte.

Einigen kommen die Deutschen des Tacitus fast zu tugendhaft vor. Allein, diese halten sich nur an einzelne Züge, nicht an das ganze Gemälde. Jeder Stand der Menschheit hat seine Tugenden und seine Laster. Mit den Tugenden geht es, wie mit den Pflanzen: einige kommen besser auf gebautem, andere auf ungebautem Boden fort; und nicht alle Laster können bey gewissen Ständen zusammentreffen, weil sie nicht alle ihre Nahrung bey demselben finden. Im Ganzen wird doch so ziemlich das Gleichgewicht gehalten.

So viel bleibt allemal richtig, daß Tacitus nicht für die Deutschen, sondern für die

Römer schrieb. Nichts würde diesen Römer mehr befremden, als daß sein Buch von den Sitten der Deutschen nun von eben dieser Nation gelesen, beurtheilt, commentirt, mit Noten und Dissertationen versehen, und manchmal erläutert, manchmal unkenntlich gemacht wird. Noch mehr würde er sich wundern, daß an dem barbarischen Visurgis, (der Weser), dessen Namen nur zu schreiben, dem ersten Römer so viel Mühe mag gekostet haben, noch ein Theil seiner Werke, die seine Landesleute haben zu Grunde gehen lassen, ist gerettet worden c).

Dieses vorausgesetzt ist freylich nichts anders zu denken, als daß Tacitus die Seite der deutschen Sitten, die am meisten von den römischen abwich, herauszuwenden, und in ein helleres Licht zu setzen sich bemüht habe.

Er

c) Die fünf ersten Bücher der Annalen des Tacitus sind in dem Kloster Corvey an der Weser gefunden, und von da nach Rom zur Zeit des Pabst Leo X. gebracht worden. *Monument. Paderborn.* pag. 121. seq.

Er mußte auch deutschen Gewohnheiten und Gesinnungen römische Namen geben, das ist, die Namen derjenigen Dinge, die den deutschen Sitten bey den Römern am ähnlichsten waren, entlehnen, um sie damit zu bezeichnen, wie es auch noch unsere Reisebeschreiber und Geographen thun, und thun müssen, wenn sie verständlich werden wollen. Dieses muß uns behutsam machen, um dasjenige, was der Römer mit einem römischen Namen ausdrückt, nicht allemal ganz nach römischer Art und Weise zu denken. Freylich, um einen **Wilden** oder **Barbaren** ganz zu malen, wie er ist, müßte einer selbst in diesem Stande seyn; und dann würde er am wenigsten das, was er fühlt und empfindet, mit Worten ausdrücken können.

Mit dem Charakter und den Sitten hängen Künste, Wissenschaften und Handlung auf das engste zusammen. Wer die letztern kennt, wie weit sie bey einer Nation gekommen, kann auch den Schluß auf die erstern machen. Jede Nation hat gewisse Lieblings-

wissenschaften gehabt, auf die sie sich vorzüglich gelegt; und gewisse Künste, in denen es ihr gelungen, sich vor andern hervorzuthun; und, je nachdem sie entweder mehr in sich eingeschlossen, oder durch Handlung mit andern Nationen in mehr oder wenigerm Umgang gestanden, haben sich auch ihre Begriffe und Neigungen verändert. Man kann also dieß nicht ausser Acht lassen, wenn man die erstern vollkommen will kennen lernen.

Endlich war eine Nation im Ganzen tugend- oder lasterhaft, glücklich oder unglücklich, nach dem ihre Gesetze, Staatsverfassung, und Religion beschaffen gewesen. Die Meisten begnügen sich damit, die wechselsweise Gewalt der Regenten und Stände auszumessen, ohne sich zu bekümmern, in was für einer Lage sich das Volk dabey befunden. Ob aber dieses der letzte Zweck der Geschichte sey, daran zweifle ich sehr. Es ist zwar angenehm, und einiger maßen auch lehrreich, eine Nation zu beobachten, wie sie von ihrem einfachen und rohen Zustand, nach und nach zu einem

zusammengesetzten und feinern empor gestiegen; wie sie angefangen Gesetze zu machen, oder vielmehr ihre bereits vorhandene Gewohnheiten schriftlich zu entwerfen; wie aus diesen Gesetzen wieder neue, und endlich die heutigen hervorgewachsen sind: was für Veränderungen die gesetzgeberische Macht selbst gelitten, und durch was für Hände sie paßirt ist. In der deutschen Geschichte besonders bietet der Zusammenstoß der kaiserlichen und Ständischen Macht ein abwechselndes Schauspiel dar. Allein, wenn nicht zugleich Rücksicht auf die Nationalglückseligkeit genommen wird, so scheint mir doch der Nutzen nicht so gar groß zu seyn. Die Begriffe, die man zu verschiedenen Zeiten mit dem Wort Volk verbunden hat, verdienen schon einige Aufmerksamkeit; wann es nemlich ein Ehrenname, wann ein gleichgültiger, und zuletzt gar ein Schimpfname war.

In Deutschland war die Staatsverfassung und Nationalglückseligkeit zu allen Zeiten auf das engste mit der Militarverfassung ver-

knüpft. Nun sind wir bey der dritten. Anfangs war sie Nationalmiliz, hernach Feudal, oder Lehnmiliz, zuletzt Soldmiliz. Mich deucht, der berühmte Robertson unterscheide die beyden erstern nicht zur Genüge. Das Feudalsystem ward zwar bald nach dem Einmarsch der Deutschen in auswärtige Provinzen in ihren neuen Eroberungen, und hernach in Deutschland selbst eingeführt, allein, nur als eine Nebensache. Erst am Ende der Regierung det sächsischen Kaiser gewann es in Deutschland die Oberhand. Einige gutherzige Seelen wünschen nun die erste, nemlich die Nationalmiliz, vermöge derer jeder Bürger und Güterbesitzer Soldat war, wieder zurücke. Allein, ich rathe ihnen, erst zu lesen, was ich am Ende der Regierung Karls des Großen bemerkt habe. Alles dreht sich in einem ewigen Zirkel herum. Die mit dem Gegenwärtigen mißvergnügten Menschen wünschen eine Aenderung; und, wenn diese da ist, fühlen sie die Unvollkommenheit derselben, und wünschen entweder das alte System

wie-

wieder zurücke, oder machen eine neue Aenderung, die wieder ihre gute, aber auch ihre schlimme Seite hat, wie die vorigen.

Dem Robertson kann ich auch darinn nicht Beyfall geben, daß das Lehnsystem zur Nationalvertheidigung sey eingeführt worden. Mir kömmt viel wahrscheinlicher vor, daß die Absicht von Seiten der Könige war, die Nationalfreyheit zu Grunde zu richten oder einzuschränken, das königliche Ansehen aufrecht zu erhalten, und zu vermehren, und auf jeden Wink Leute bereit zu haben, die sich zum Krieg brauchen liessen; eben so nemlich, wie in gewissen Staaten Leute in Pension genommen werden, die die Absichten der Regierung bey allen Vorfallenheiten unterstützen müssen. Was den Krieg insbesondere betrift, so ist ganz gewiß, daß **Karl der Große** das Lehnsystem deswegen so sehr begünstiget, weil die freyen Eigenthümer des vielen Kriegens endlich müde wurden, und sich sehr streubten, den Dienst fernerhin so, wie ihn **Karl** foderte, zu leisten.

Von den ältesten Begebenheiten der Nation habe ich hauptsächlich diejenigen gewählet, die ein Verhältniß auf die Ausländer, besonders die Römer, haben. Es wäre allerdings merkwürdig, wenn man wüßte, in was für einem Verhältnisse die verschiedenen deutschen Nationen unter sich gewesen; woher ihre Feindschaften und Kriege entstanden; was sie für Bündnisse untereinander gehabt; was sie für Anstalten getroffen, um eine oder die andere nicht zu mächtig werden zu lassen. Allein, man mache einmal den Versuch, und sehe, wie viel sich noch aus den vorhandenen Nachrichten herausbringen lasse. Eben da, wo man vesten Fuß setzen will, findet man gemeiniglich, daß der Boden am schlüpfrigsten ist. Und wenn auch dieses nicht wäre, so wird doch allemal die Seite der deutschen Geschichte die interessanteste bleiben, die mit in die römische eingeflochten ist. Von den Ursachen des Verfalls des römischen Reichs habe ich nur so viel angeführt, als zu meinen Absichten nöthig war. Hingegen kann die deut-

deutsche Geschichte nicht hinlänglich übersehen werden, wenn nicht von der sogenannten Völkerwanderung etwas umständlicher gehandelt wird.

Was Robertson von den großen Verheerungen, die bey dieser Gelegenheit sind angerichtet worden, beybringt, ist zwar großen Theils nicht ungegründet; allein, dieser Schriftsteller thut den Deutschen Unrecht, wenn er alles nur so gerade zu auf ihre Rechnung schreibt, oder ihnen gar die Absichten beymißt, die alten Unterthanen zu vertilgen d). Die Deutschen hatten bereits von den Römern gelernt, daß Menschen eine gangbare Waare, so gut als irgend eine andere sey. Sie ermordeten daher ihre Gefangenen nicht, sondern suchten Geld aus ihnen zu lösen. Als sie aber selbst den Entschluß faßten, sich in den eroberten Provinzen niederzulassen: so wurden sie nicht so sehr von gesundem Menschenverstand entblöset, daß sie nicht hätten wissen sollen, daß sie nun entweder selbst ar-

beiten

d) l. c. pag. 260.

beiten müßten, welches sie aber auf das äusserste scheuten, oder daß sie Menschen haben müßten, die anstatt ihrer arbeiteten. Man lese die Briefe des Caßiodors, und sehe, was der Ostgothische König Theodorich für Sorge für Italien getragen. Der griechische Geschichtschreiber Procop sagt selbst, er habe weder einen der alten Unterthanen beleidiget, noch gelitten, daß einer sey beleidiget worden, nur daß er die Güter, die des Odoakers Soldaten zuvor inne gehabt, unter die seinigen ausgetheilt habe e). Italien erholte sich ungemein unter seiner Regierung. Sein nachheriges Unglück kam nicht von den Gothen, sondern von dem achtzehnjährigen Kriege, den Justinian mit den Gothen geführt hat. Daß während desselben die Gothen etwas anders mit den alten Einwohnern umgegangen, kam von der Untreue und Undankbarkeit der letztern gegen ihre alten Wohlthäter. Sonst sagt Procopius selbst, Justinian sey die Ursache an

e) *Histor. Gothor.* L. I. p. 142. apud GROTIUM *Script. Hist. Goth.*

an dem Untergang von Italien, hauptsächlich wegen der harten Gelderpressungen, die die Griechen sogleich einführten, so bald sie vesten Fuß in Italien gesetzt hatten f).

Wenn auch die Vandalen sich anfangs etwas hart gegen die alten Einwohner aufgeführt: so ist es ihnen doch nie eingefallen, sie zu vertilgen. Robertson schätzt die streitbaren Männer, zur Zeit, da sie Afrika eroberten, auf 30000. Ich habe sie nur auf 20000. angesezt. Ueberhaupt kann man die Zahl nicht so genau wissen, weil Weiber und Kinder in der Hauptzahl mit begriffen sind. Eben diese Vandalen haben in einer Zeit von etwann hundert Jahren sich so sehr vermehrt, daß,

f) *Excerpta ex histor. arcana* PROCOP. ibid. pag. 526. seq.

nach dem Zeugnisse des Procop, ihrer damals 80000 waren, die die Waffen tragen konnten, als Justinian den Krieg mit ihnen angefangen; der Mohren hingegen, oder der alten Einwohner, waren fast unzählige, von denen bis 5 Millionen, bey Gelegenheit dieses Krieges, zu Grunde gegangen. Wie können also die Vandalen diese vertilgt, oder nur den Gedanken dazu gehabt haben? Procop giebt uns eben so wie von Italien, die Ursachen der nachmaligen Entvölkerung von Afrika an, nemlich die übermäßigen Tribute des Justinian, die Verfolgung der Arianer, und die Empörung der Soldaten, die ihren Sold nicht erhalten g).

Das

g) PROCOP. *Histor. arcan.* apud GROTIUM pag. 526.

Das gute Zeugniß, das Orosius den Burgundern, die einen Theil von Gallien, und den Vandalen, Sueven, und Alanen, die Spanien in Besitz genommen, beylegt, habe ich in der Geschichte selbst angeführt. Von den Franken läßt sich ohnehin dergleichen Nichts sagen; und die Verwüstung von Brittanien kam erst von den langwierigen Versuchen her, die die Britten nach der Hand machten, sich von der sächsischen Herrschaft wieder zu befreyen.

Unter denen Reichen, die die Deutschen in Europa gestiftet, ist keines merkwürdiger, theils an sich, theils für Deutschland, als das fränkische; indem die Franken von Gallien aus auch Deutschland beherrscht, und

ihr ganzes Staats- und Kirchensystem, wie es in Gallien angenommen, in Deutschland eingeführt haben. Wenn man demnach auf den Ursprung und die ersten Gründe der deutschen Verfassung zurücke gehen will: so muß man nothwendig die fränkische studiren. Nichts giebt uns einen stärkern Beweis davon, als die Urkunden der deutschen Regenten, die unstreitig eine der Hauptquellen der deutschen Geschichte, an sich aber mit jenen der ersten fränkischen Könige fast gleichlautend sind. Da die sogenannten Formeln des Markulf den allgemeinen Zuschnitt der fränkischen, so wie auch der deutschen ältesten Urkunden enthalten, so werde ich von Zeit zu Zeit anmerken, wie und was für eine Veränderung nach und nach in dem Stil derselben vorgegangen. Ein auf-

merk-

merksamer Beobachter wird noch in Karl des Vierten Urkunden den Urstoff, den Markulf hergegeben, finden.

Bey den Lebensbeschreibungen der Regenten kömmt es darauf an, ob ihre Handlungen viel oder wenig Einfluß auf das Schicksal von Deutschland gehabt haben. In den ältern Zeiten sind die Begebenheiten der Nation und der Kaiser auf das engste miteinander verbunden gewesen; und wenn die Nation, als Nation betrachtet, etwas unternommen hat, so ist sie von den Kaisern meistens in Bewegung gesetzt worden. Es hat auch eine Zeit in Deutschland gegeben, wo die Regenten zu unmächtig waren, dieser schweren und unbehilflichen Masse Leben und Bewegung beyzubringen. Eben dort hören aber auch die Be-

gebenheiten der Nation, als Nation betrachtet, fast gänzlich auf. Einzelne Theile waren zwar thätig genug; aber selten kömmt eine Handlung vor, an der die ganze Nation Theil genommen hat. Dort ein Schloß aufgebaut, dort eines niedergerissen, dort das Gebiet des Nachbarn geplündert und verheeret, dort ein kleines Gefecht geliefert, bald etwas gekauft, bald den Nachbarn mit Gewalt abgenommen, und im Ganzen immer wenig Veränderung. Dergleichen ins Unendliche gleichsam auf einem so weitschichtigen Schauplatz, wie Deutschland war, vervielfältigten Handlungen erregen Eckel, wenn sie alle, oder nur die meisten davon, sollen erzählet werden.

Kurz, es gab eine Zeit, wo die Nation zwar in sich mächtig, aber von aussen schwach,

und ohne Ehre war, weil ihre Kräfte nie zu einem gemeinsamen Zweck konnten vereinigt werden, bis durch einen besondern Zusammenfluß von günstigen Umständen dasjenige Haus, das wir noch auf dem Kaiserthron verehren, und welchen Patrioten eine ewige Dauer wünschen, zu einer solchen Macht gelangt ist, daß durch dessen Unterstützung das gleichsam in sich selbst hineingesunkene Deutschland das Haupt wieder emporheben konnte, und bey Auswärtigen wieder einiges Ansehen bekam; wodurch auch die Geschichte von Deutschland selbst wieder anfängt interessanter zu werden.

Ich bin daher keineswegs der Meynung, daß die Geschichte in dem nemlichen Verhältniß, als sie sich unsern Zeiten nähert, auch an Bänden und Weitschweifigkeit zunehmen

 müsse.

müsse. Ich hoffe vielmehr, das Nützlichste und angenehmste den folgenden Zeiten in vier oder fünf Bänden zusammen zu fassen, wenn anders diese Arbeit den gehoften Beyfall finden wird.

Erstes Buch.

Von den ältesten Zeiten bis auf die Eroberung von Gallien durch den fränkischen König Klodwig.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Kapitel.

Das alte Deutschland nach seiner natürlichen Beschaffenheit betrachtet. Klima. Produkte. Thiere. Der Mensch. Seite 1

Zweytes Kapitel.

Charakter der Deutschen. Sitten. Wissenschaften. Künste. Handlung. 22

Drit-

Drittes Kapitel.

Politische Verfassung der Deutschen. Freyheitsliebe. Justitzverwaltung. Art Krieg zu führen. Tapferkeit. Erste Spuren des Lehnsystems. Verschiedenheit der Stände. 47

Viertes Kapitel.

Religion der Deutschen. 63

Fünftes Kapitel.

Erste Bekanntschaft und Kriege der Deutschen mit den Römern. Die Cimbern. Ariovist. 73

Sechstes Kapitel.

Die Deutschen werden in ihrem eigenen Vaterlande von den Römern angegriffen. Feldzüge des Drusus. Sieg der Deutschen über die Römer unter der Anführung

rung des Armenius. Folgen davon. Feldzüge des Germanicus. 86

Siebentes Kapitel.

Veränderung in Deutschland. Der Batavische und Markmännische Krieg mit ihren Folgen. 122

Achtes Kapitel.

Neue Völker. Franken, Alemannier, Gothen. Ihre Verrichtungen. 149

Neuntes Kapitel.

Verfall des römischen Reichs. Völkerwanderung. Ankunft der Hunnen in Europa. Folgen davon. Krieg der Gothen mit den Römern. 170

Zehntes Kapitel.

Einbruch des Visigothischen König Alarichs in Italien. Des Radagalsus in eben dasselbe. Der Vandalen, Alanen,

Sue-

Sueven in Gallien. Uebergang derselben in Spanien. Eroberung der Stadt Rom durch den Alarich. Stiftung des Burgundischen und Gothischen Reichs in Gallien, und des Vandalischen in Afrika. 206

Eilftes Kapitel.

Unternehmungen des Attila gegen das abendländische Kaiserthum. Neue Eroberung der Stadt Rom durch die Vandalen. Gänzliche Untergang des römischen Reichs in dem Occident. 238

Zwölftes Kapitel.

Sitten und Charakter der Deutschen in ihren neuen Wohnungen. Staatsverfassung. Lehnsystem. Gerichtsverfassung. Betragen gegen die alten Unterthanen. Glück und Unglück. 253

Die

Geschichte von Deutschland.

Erstes Buch.

Von den ältesten Zeiten bis auf die Eroberung von Gallien durch den fränkischen König Klodwig.

Erstes Kapitel.

Das alte Deutschland nach seiner natürlichen Beschaffenheit betrachtet. Klima. Producte. Thiere. Der Mensch.

Die griechischen und römischen Schriftsteller nennten das zwischen dem Rhein, der Nord- und Ostsee, Sarmatien, und der Donau gelegene Land, **Germanien**, und seine

Bewohner **Germanen** a). Dieser Name ward zuerst denen Deutschen Nationen gegeben, die sich jenseits des Rheins niedergelassen, und die Gallier aus den Gegenden des Lütticher Landes vertrieben haben. Aus Furcht bezeichneten hernach die Gallier alle übrigen Landesleute dieser obsiegenden Nationen mit demselben, und zuletzt liessen sich ihn die Deutschen selbst, als einen durch Siege und Ehrfurcht geadelten Namen, gefallen b). Ob sie sich in ihrer eigenen Sprache schon damals von einem ihrer Nationalgötter, **Theut** oder **Thuisko** mit Namen, **Deutsche** genennt haben, läßt sich nicht mit Zuverläßigkeit angeben.

Ihre eigenen und einheimischen Nachrichten von dem Ursprung und den Begebenheiten der Nation waren in Versen enthalten, die sie mündlich fort-pflanz-

a) Zu des Tacitus Zeiten waren wenigstens diese Gränzen von Deutschland angenommen. Daß aber auch deutsche Völker ausser denselben, z. B. jenseits des Rheins in der so genannten Germania prima und secunda sich aufgehalten haben, ist unstreitig. In Sarmatien selbst (Pohlen) wohnten mehrere deutsche Völker, die eine Zuglinie bis an den Pontus Euxinus ausmachten. An dem Pontus Euxinus findet man noch heut zu Tage Ueberbleibsel von der deutschen Sprache.

TACITUS *de Mor. German.* C. 2.

pflanzten. Karl der Grosse ließ die zu seiner Zeit noch übrigen sammeln; allein, auf uns sind sie nicht gekommen. Was wir demnach von ihnen wissen, haben wir von den Griechen und Römern, die Deutschland einstimmig als ein kaltes, unfreundliches, rauhes, mit Waldungen und Sümpfen angefülltes Land beschreiben, in welchem sich nur diejenigen entschliessen könnten zu wohnen, die darinn gebohren wären c). Diese Meynung war so allgemein, daß der römische Consul Symmachus seinem Freund Ausonius, der die Mosel mit ihren Gegenden in einem eigenen Gedichte besungen hat, bey Uebersendung desselben zurückschrieb: **Er könnte nicht glauben, was Ausonius schönes und großes von der Mosel vorbringe, wenn er nicht wüßte, daß sein Freund auch nicht einmal in einem Gedichte die Unwahrheit sage** d). Woraus man leicht schliessen kann, was sie von Deutschland selbst mögen gehalten haben.

c) Perpetua illos hiems, triste cælum premit. SENECA *Lib. de Providentia Dei.* Terra etsi aliquanto specie differt, in universum tamen aut silvis horrida, aut paludibus fœdae, TACITUS *de Mor. Germ. C.* 5.

d) *Opp.* AUSONII *Edit. Parisin.* 1730. p. XL.

Deutschland mußte freylich den Augen mancher an die Schönheit des griechischen und italiänischen Himmels gewohnter Schriftsteller noch unfreundlicher vorkommen, als es an sich war. Man merkt dem **Diodorus Siculus**, der in Sicilien lebte, die Verwunderung an, mit der er seinen Landsleuten erzählet, daß in Deutschland und Gallien auch die größten Flüsse dergestalt zufrieren, daß man darüber reiten und fahren könne e). Doch muß es auch seinen eigenen Bewohnern nicht allerdings gefallen haben; weil diese, sechs ganze Jahrhunderte hindurch, mit den Waffen in der Hand andere Wohnungen gesucht, und sich nicht eher zur Ruhe begeben haben, als bis sie solche auf den Trümern des mächtigsten Reiches, das jemals gewesen, gefunden haben.

Wenn sich Deutschland gar nicht mehr gleichet: so ist der Grund davon in dem Anbau desselben, und der Ausrottung der vielen Waldungen zu suchen, indem ein Land allzeit in dem Verhältniß gegen ein anderes, das unter dem nemlichen Himmelsstrich liegt, kälter, feuchter und unfruchtbarer seyn wird, als es mehr Waldungen in sich faßt. Die Bäume geben Schatten, ziehen

e) *Bibliotheca histor.* L. 4.

ziehen die Wolken an sich, verwahren die Feuchtigkeit in ihren Blättern, und alle Aeste sind eben so viel Fächer, die die mittlere Gegend der Luft bewegen, woraus nothwendigerweise Regen, Kälte, und zuletzt Sümpfe entstehen müssen.

Mit was für ungeheuren Wäldern Deutschland müßte angefüllt gewesen seyn, kann man schon daher zur Genüge abnehmen, daß **Cäsar** dem Harzwald allein (silva hercinia) eine Länge von 60, und eine Breite von 9 Tagreisen beylegt f), und **Plinius** sogar sagt, die Eichbäume bedeckten ganz Deutschland, und vermehrten die ohnehin schon große Kälte durch ihren Schatten g). Die Möglichkeit einer solchen Verände-

 rung,

f) *Comment. de Bello Gallic.* L. 6.

g) *Histor. nat.* L. 16. c. 2. das nordliche nemlich. Was in diesem der Eichbaum war, ist in dem mittägigen der Fichten- und Tannenbaum gewesen. Die Römer stellten daher, wie MARCUS VELSER *Rer. Aug. Vindel.* L. 4. bemerkt, diesen Theil von Deutschland auf ihren Münzen durch den Tannenbaum (abies) vor; die Stadt Augspurg aber führte, nach eben desselben Bemerkung, schon in den ältesten Zeiten, als eine römische Colonie, eine Zirbelnuß, (nux pinifera) als ein Unterscheidungszeichen von andern römischen Colonien.

rung, die mit Deutschland vorgegangen, läßt sich ganz leicht begreifen, wenn man dasjenige dagegen hält, was in den jüngst verflossenen Zeiten sich mit Nordamerika zugetragen hat.

Zu des Tacitus Zeiten war noch kein einziger Obstbaum vorhanden. Dieser Römer scheint sogar dafür zu halten, daß der deutsche Boden unfähig sey, sie zu tragen h). An Gartengewächsen war Deutschland eben so arm. Unter den wildwachsenden Kräutern und Pflanzen zeichnete sich eine Art Pastinacken aus, die dadurch berühmt geworden, weil der Kaiser Tiber, der sie kennen gelernt, als er in Deutschland die römischen Armeen commandirte, sich alle Jahr einige nach

h) Arborum frugiferarum impatiens. *Mor. Germ.* C. 5. Zu des PLINIUS Zeiten, der etwas vor dem Tacitus gelebt, waren jedoch schon Kirschenbäume an den Rhein gepflanzt, von denen dieser Naturforscher *Hist. nat.* L. 15. c. 25. sagt, daß die daran wachsenden Kirschen eine dritte, aus schwarz, roth und grün zusammengesetzte Farbe hätten; gleichsam als wenn sie immer anfiengen, erst reif zu werden. Bey dieser Gelegenheit bemerkt auch PLINIUS, daß, nachdem Lucullus die Kirschenbäume aus dem Pontus nach Italien gebracht, sie innerhalb 120 Jahren bis an den Rhein, ja sogar über das Meer bis nach Britannien gekommen.

nach Rom bringen ließ i). Auch gab es vielen wilden Spargel, von dem der nemliche Tiber scherzweise zu sagen pflegte, es wachse in Deutschland ein Kraut, das fast Spargel wäre k). Plinius thut nebst diesem noch von Rettichen Meldung, die so groß wären, als ein kleines Kind, und schließt daher, daß dieses Gewächs kalten Boden liebe l).

Von Getraidarten waren hauptsächlich der Haber und die Gerste bekannt. Aus dem ersten bereiteten sie ein Muß zum Essen m); aus der Gerste brauten sie Bier n). Wie wenig sie sich aber überhaupt auf den Ackerbau gelegt haben, werden wir in der Folge hören.

Daß der deutsche Boden vorzüglich zur Viehzucht bequem gewesen, gestehen die Römer selbst.

i) PLINIUS *Histor. natur.* L. 19. c. 6.

k) Idem L. 19. c. 8. Herbam ibi quandam nasci, simillima asparago.

l) Idem L. 19. c. 5.

m) Primum omnium frumenti vitium avena est; & hordeum in eam degenerat; sicut ipsa frumenti fit instar: quippe cum Germaniæ populi serant eam, nec alia pulte vivant. PLIN. *Hist. nat.* L. 18. c. 44.

n) TAC. *de M. G.* c. 23

Zahlreiche Heerden waren auch die einzigen und liebsten Reichthümer der Deutschen. Das deutsche Hornvieh soll aber, nach dem Zeugnisse des Tacitus, klein und unansehnlich gewesen seyn o).

Nebst dem Hornvieh hielten die Deutschen auch ungemein viel auf Pferde. Diese dienten ihnen nicht nur allein zum Krieg und Reisen, sondern auch zur Nahrung; indem das Pferdefleisch eines ihrer köstlichsten Gerichte war. Der H. Bonifacius befragte sich bey dem **Pabst Gregorius dem dritten**, wie er sich in diesem Stücke zu verhalten habe. Der Pabst antwortete, er solle es keineswegs zugeben, sondern, so viel als möglich, hindern, und den Uebertretern eine gehörige Busse auflegen; **denn es wäre unrein und verabscheuungswürdig** p).

Bonifacius aber konnte dieses Gebot nicht leicht durchsetzen. Er befragte sich daher noch ein-

o) TAC. *de M. G.* c. 5.

p) *Tom. 6. Conc. Labb. col.* 1468. Inter cætera agrestem caballum aliquantos comedere adjunxisti, plerosque & domesticum. Hoc nequaquam fieri deinceps, sanctissime Frater, finas, sed quibus potueris Christo juvante modis per omnia compesce, & dignam eis impone pœnitentiam: immundum est enim atque execrabile.

einmal bey dem Nachfolger des Gregorius, dem Pabst Zacharias, der das nemliche bestätigte, und nebst diesem noch Hasen, Biber, Störche und Krähen zu essen verbot q). Wir werden in der Folge hören, worauf sich dieses Verbot mag gegründet haben.

Der Aberglaube hatte auch vielen Theil an der Hochachtung, die die Deutschen für die Pferde hatten; indem sie dieselben zum Wahrsagen brauchten. Einige, die aber ganz weiß, und niemal zur Arbeit gebraucht seyn durften, wurden in den heiligen Wäldern, oder Hainen, die den Deutschen anstatt der Tempel dienten, darzu ernährt, zu gewissen Zeiten aber in einen Wagen, der wegen dieser Bestimmung gleichfalls für heilig gehalten wurde, gespannt, und von dem König, oder Fürsten und Priester des Volks begleitet, die aus ihrem Wiehern das Künftige voraussagten.

q) Inprimis de volatilibus, id est, graculis & corniculis atque ciconiis, quæ omnino cavendæ sunt ab esu Christianorum. Etiam & fibri atque lepores, & equi silvatici multo amplius evitandi. *Tom. 6. Conc. Labbei.* c. 1525. Den Speck, von welchem Bonifacius auch fragte, räth der Pabst erst zu räuchern und zu kochen, oder doch erst nach Ostern ihn zu essen.

Sonst verachtet **Tacitus** die deutschen Pferde, wie das Hornvieh. **Weder ihre Gestalt**, sagt er, **noch die Geschwindigkeit will etwas bedeuten** r), Cäsar, der Deutsche in seinen Dienst genommen, theilte, so bald er sie kennen gelernt, unter sie die Pferde seiner eigenen Hauptleute und Reuterey aus, weil er die deutschen Pferde nicht für tauglich genug zum Krieg hielt s). Doch räth **Flavius Vegetius**, gleichfalls ein Römer, der etwan 400 Jahre nach dem Cäsar von Wiederherstellung der römischen Kriegszucht geschrieben, den Römern an, thüringische Pferde, wegen ihrer Dauerhaftigkeit, zu ihrer Reuterey zu brauchen t).

Aus dem schon angeführten Schreiben des H. Bonifacius sehen wir, daß es auch wilde Pferde in Deutschland gegeben; indem er ebenfalls fragt, ob es nicht erlaubt sey, wildes Pferdfleisch zu essen. Aus Abgang der Nachrichten läßt sich aber nicht bestimmen, ob es eine eigene Art solcher Pferde gewesen, dergleichen in den tatarischen Steppen in Asien noch heut zu Tage anzutreffen seyn sollen; oder nur solche, wie die unsrigen

sind,

r) *de Mor. Ger* c. 6. Equi non forma, non velocitate conspicui.

s) *Commentar*. L. 6. c. 65.

t) *Mulomedic*. L. 4.

sind, die sich aber in den Waldungen selbst genährt und fortgepflanzt haben.

Sonst waren die Auerochsen unter den wilden Thieren merkwürdig, besonders wegen ihrer Geschwindigkeit und Stärke. Man fieng sie erst in Gruben; dann wurden sie getödtet. Der Jünglinge Geschäfte war, sich durch diese Jagd abzuhärten, und einen grossen Namen zu machen, indem sie die Hörner als Siegeszeichen öffentlich aufwiesen u). Diese Hörner wurden hernach aus Abgang anderer Geschirre zum Trinken gebraucht, wovon die vornehmern die Mündung mit Silber einfassen liessen v).

Das

u) CAESAR *Comment.* L. 6. c. 27.

v) PLINIUS *Hist. nat.* L. 11. c. 37. Als das Christenthum in Deutschland geprediget wurde, entstund die Frage, ob es erlaubt sey, dieselben noch fernerhin zu brauchen. Nicht als wenn es an sich etwas Unerlaubtes wäre, aus Hörnern zu trinken, sondern weil nach dem Brauch der alten Deutschen bey ihren Zusammenkünften und Festen auch auf die Gesundheit ihrer Götter daraus war getrunken worden. Hierauf zielt der berühmte *Indiculus superstitionum Liptinensis* §. 22. *de tempestatibus & CORNIBUS, & COCHLEIS.* Die Gottesgelehrten der damaligen Zeiten hielten dafür, daß es erlaubt sey, wenn man

nur

Das Thier *Alces*, von welchem Cäsar, Plinius und Solinus Meldung thun, war vermuthlich das Elendthier, das sich damals noch häufig in Deutschland muß aufgehalten haben w). Daß einige Thierarten sich gar verlohren, andere aber mehr nach Norden sich zurükgezogen haben; dazu kann schon die Verminderung der Waldungen, und die darauf erfolgte Veränderung des Kli-

nur das Kreuz darauf mache. Man sehe den JONAS *in vita S. Eustasii, Abbatis Luxoviensis.* Die Angelsachsen brachten den Brauch, aus solchen Hörnern zu trinken, mit sich nach Britannien. Der König der Mercier Witlas vermachte den Mönchen das Horn seines Tisches, daß sie auf grossen Festen daraus trinken sollten. Bey Ducange Gloss. v. Cornu. Aehnliche Stiftungen geschahen auch in Deutschland; und man findet in einer Urkunde des Probstes Arnold. der Kirche. B. M. V. ad. gradus zu Maynz bey dem nehmlichen Ducange, daß der Wein selbst, den die Canonici und Mönche zu gewissen Zeiten bekamen, deßwegen *Cornua* genennt wurde. Falkenstein Nordgauische Alterthüm. (I Th. p. 272.) hält dafür, daß der Hornung ebenfalls den Namen daher habe, weil dieser Monath, besonders bei den alten Deutschen, ihren Feyerlichkeiten, Gastmalen und dem Trinken, gewidmet war.

w) Ein mehrers davon kann man in SALMASII *Exercitationibus Plinianis*, P. I. pag. 232. nachsehen.

Klima Vieles beygetragen haben. Zu diesem kamen noch die starken Jagden, und in den folgenden Zeiten die Erfindung des Schiespulvers. Gleichwie durch das letztere die Kunst einander zu ermorden, unter den Menschen auf das höchste gestiegen ist, so kamen auch die Thiere in eine weit schlimmere Lage. Die immer zunehmende Bevölkerung that ihnen ohnehin starken Abbruch. Je mehr sich der Mensch vervielfältigt, desto mehr müssen die Thiere abnehmen. Nahrung, Sicherheit, alles entgehet ihnen zuletzt; wenn sich dieser nicht durch seine eigenen Bedürfnisse genöthiget siehet, einiger Arten davon zu schonen. Man vergleiche nur hiemit, was **Kalm** von der Verminderung der Thiere in Nordamerika in seinen Reisen aufgezeichnet hat x).

Mit den Vögeln hat es die nehmliche Bewandniß. Zu den Zeiten des. **H. Bonifacius** sind noch Falken in der Menge vorhanden gewesen. Wir haben ein Schreiben des Königs Aethilberth an diesen Heiligen, worinn er ihn ersucht, ihm einige von Deutschland nach Engelland zu schicken, welche abgerichtet wären, Kraniche

x) Beschreibung der Reise nach dem nördlichen Amerika, zweyter Theil, pag. 429.

niche zu fangen; weil dergleichen in Engelland nicht anzutreffen wären *). Daß Deutschland in den grossen Waldungen, womit es fast ganz bedecket war, eine ungeheure Menge Vögel müsse genähret haben, erhellet schon aus den verschiedenen Arten von Stoßvögeln, Falken, Habichten, und dergleichen, die in den alten Gesetzen der Bayern und Alemanner vorkommen, und zu dem Vogelfang auch von Privatleuten unterhalten wurden. In dem Harzwald sollen Vögel gewesen

*) Unam rem præterea a vobis desidero mihi exhiberi, quam vobis acquirere valde difficile esse, juxta quod mihi indicatum est, nullatenus reor: id est *duos falcones*, quorum ars & artis audacia sit, grues velle libenter captando arripere, & arripiendo consternere solo. Ob hanc etenim causam de harum acquisitione & transmissione ad nos avium vos rogamus: quia videlicet & perpauci hujus generis accipitres in nostris regionibus, hoc est, in Cantia reperiuntur, qui tam bonos producant fœtus, & ad supradictam artem animo agiles ac belliosi educentur, edomentur, ac doceantur. Epist. XL. inter Bonifacian. Edit. Serarii p. 54. Dem König Ethelbald schrieb Bonifacius selbst: Pro signo veri amoris direximus tibi accipitrem unum, & *duos falcones*, duo scuta & duas lanceas. Epist. XII. p. 16. edit. ejusd.

sen seyn, deren Federn geglänzet und durchgeschimmert haben, wenn es auch noch so finster war; so daß sie den Reisenden des Nachts anstatt des Lichtes gedienet haben.

Von Fischen schätzten die Römer besonders den Rhein-Salmen z). **Ausonius** a) und **Plinius** b) thun auch von dem Silurus Meldung. **Ausonius** versetzt ihn in die Mosel, und nennt ihn wegen seiner Grösse Pecus flumineum, der sich aber sonst ganz friedfertig halte c). **Plinius** hingegen versetzt ihn in den Mayn, und macht ihn zum Raubfisch, der sogar Pferde angreiffe d). Man hält aber mit vieler Wahrscheinlichkeit dafür, daß es der Hausen mag gewesen seyn, der sich damals häufig in dem Rhein aufgehalten hat, und von da in die Mosel und den Mayn gestiegen seyn muß.

Ob die Götter den Deutschen Gold und Silber aus Gnad oder Ungnad versaget, getraut sich Ta-

y) SOLINUS *Polyhist.* c. 20. PLINIUS L. 10. c. 47.

z) AUSONIUS *in Mosella.*

a) Ibid.

b) *Histor. nat.* L. 9. c. 15.

c) Tranquillos moliris in amne meatus. in *Mosella.*

d) *loc. cit.*

Tacitus nicht zu entscheiden e). Zu seiner Zeit wenigstens waren noch keine Bergwerke entdeckt. Diejenigen, die Curtius Rufus bey Wißbaden zu bearbeiten anfieng, giengen bald wieder ein, weil die Ausbeute die Mühe nicht genugsam belohnte f). Salzquellen waren hie und da vorhanden, die nicht allein wegen ihrer Nutzbarkeit, sondern auch deswegen Krieg unter verschiedenen deutschen Nationen veranlaßten, weil sie glaubten, ihre Götter hielten sich besonders gern an dergleichen Orten auf g). Ihre Art, Salz zu bereiten, war aber sehr sonderbar. Sie schütteten das Salzwasser auf glühende Kohlen von Eichenholz oder Haselnußstauden. Durch diese Begiessung wurden die Kohlen selbst zu Salz, welches aber schwarz blieb h). Unter den warmen Bädern kannten die Römer das Wißbad. (Fontes Mattiaci.) Die Alten sahen auch zum Theil den Börnstein als ein deutsches Product an. Die Deutschen nennten ihn Glessum (Glas), und die Inseln, auf welchen er sollte gefunden werden, Glas-Inseln (Insulæ Glessariæ.) †)

Das

e) *Mor. Germ.* C. 5.
f) TACITUS. L. 11. *Annal.*
g) *Idem* L. 13. *Annal.*
h) PLINIUS *Hist. nat.* L. 31. c. 7.
†) PLINIUS L. 37. c. 3.

Das Merkwürdigste von dem alten Deutschland war unstreitig der Bewohner desselben, wenn man ihn auch nur nach seiner natürlichen Beschaffenheit betrachtet. Fast sollte man glauben, wenn man die Nachrichten der Alten von dem Hornviehe und den Pferden, mit den heutigen Eigenschaften derselben vergleichet, es müßten sich diese Thierarten in der Folge verbessert haben, das Menschengeschlechte aber einigermaßen ausgeartet seyn. *Unter* den *alten* Deutschen war eine bewundernswürdige Aehnlichkeit der Leiber und Gesichtsbildung. Hieraus schließt Tacitus i), daß die Deutschen eine eigene ursprüngliche mit andern Völkern unvermischte Menschenart müßten gewesen seyn. Die Deutschen selbst glaubten, daß ihre Stammväter der Gott Teut und sein Sohn Mannus aus der Erde hervorgekommen wären. Besonders aber waren sie von andern Nationen unterschieden durch ihre Grösse, blaue Augen und röthlichte oder gelbe Haare k). Um ihre Grösse aus-

i) Ipse eorum opinionibus accedo, qui Germaniæ populos nullis aliis aliarum nationum connubiis infectos *propriam* & sinceram, & *tantum sui similem* gentem extitisse arbitrantur. *De M. G.* c. 4.

k) TACITUS sagt: Truces & cærulei oculi, rutilæ comæ, magna corpora. *De Mor. Germ.* c. 4. Con-

auszudrücken, brauchten die Alten die Beywörter, ingentia, immania, altissima corpora. Sidonius Apollinaris gibt den Burgundern einigemal das Beywort siebenschuhig. (Burgundio septipes) l). Da nun das ordentliche Recrutenmaß bey den Römern fünf Schuhe sieben Zoll waren m), welches man für die mittlere Statur der Römer annehmen kann: so war ein Deutscher durchgehends wenigstens einen Schuh grösser, als ein Römer.

Die Anmerkung wegen der blauen Augen ist eben so allgemein. Neben dem schon angeführten

ring hat eine eigene *Dissertation de habitus corporum Germanicorum antiqui ac novi caussis* geschrieben, die in dem fünften Tome seiner Werke anzutreffen ist, wo man die hieher sich beziehenden Stellen beysammen findet.

l) *L. 8. Epist. 9. ad Lamprid.* und *Carmine XII. ad Catullin.* VARRO I. *Hebdomad.* behauptet, die höchste menschliche Statur seyen sieben Schuhe. Eginhard sagt zwar von Karl dem Grossen: Statura fuit eminenti, quæ tamen *justam* non excederet. Nam *septem suorum pedum* proceritatem eum constat habuisse figuram. Allein, da er *suorum* dazu setzt, läßt sich nichts gewisses daraus schliessen. Vide FREHER. *de Statura Caroli M. Imperat.*

m) VEGETIUS *de re militari Rom. L. I. c. 5.* CODEX THEOD. *L. 3. de Tyron.*

ten Zeugnisse des Tacitus nennt Horaz aus dieser Ursache die Deutschen überhaupt cærulea pubes, (das bläulichte Volk) n). Ausonius sagt von der Bissula, einem schwäbischen Mädchen, dessen Schönheit er ungemein erhebt, daß es eine römische Zunge, und ein deutsches Gesicht, das ist, blaue Augen und gelbe Haare habe o). Die gothischen und longobardischen Könige liebten wegen ihrer Haare den Beynamen Flavius, den auch des deutschen Helden Armins Bruder von den Römern aus der nemlichen Ursache ehmals erhalten hatte, und die Wandalen werden von dem Procop p) goldhaarig genennt.

Um ihre Haare destomehr zu verschönern, brauchten sie eine gewisse Saife, die sich das römische Frauenzimmer häufig nach Rom bringen ließ, um seinen Haaren die nehmliche Farbe zu geben q). Der Kirchenvater Tertullian wirft

n) *Lib. Epodi Ode. XVI.*

o) Sic Latiis mutata bonis, Germana maneret,
Ut facies, oculos *cærula*, *flava comas.*
Ambiguam modo lingua facit, modo forma puellam;
Hæc Rheno genitam, prædicat hæc Latio.
AUSON *in Edyllis de Bissula.*

p) *Histor. Vand. L.* 1.

q) Mutat Latias spuma batava comas.
MARTIAL. *L.* 7. *Epigramm.*

es sogar den Africanerinnen vor, daß sie sich schämten in Afrika gebohren zu seyn, und durch ihre Haare für Deutsche und Gallierinnen gehalten zu werden suchten r). Auch das deutsche Haar selbst mußte häufig nach Rom wandern, um die Köpfe des Frauenzimmers sowohl, als die Männer zu schmücken.

Diese Erfahrungen zusammengenommen; keine oder wenige Obstbäume, — kleines und unansehnliches Hornvieh und Pferde — Auerochsen — Elendthiere — Falken — grosse Menschen mit blauen Augen, röthlichten Haaren, weisser Farbe — muß Deutschland fast das nemliche Klima gehabt haben, als jezt Schweden und zum Theil Rußland haben.

Die alten Schriftsteller, durch die Auswanderung so vieler Völker ganz in Erstaunen gesetzt, hielten Deutschland für ein ungemein volkreiches Land. Dieses mag wohl in Ansehung der damaligen Umstände, der vielen Waldungen nemlich, und des wenigen Ackerbaues, einigermassen gelten. Allein, gegen die heutigen Zeiten gerechnet, will diese Bevölkerung gewiß wenig bedeu-

r) Pudet feminas nationis suæ, quod non Germanæ aut Gallæ procreatæ sint, ita patriam capillo transferunt. TERTULLIAN. L. *de cultu femin.* c. 6.

bedeuten. Die ausgewanderten Nationen waren auch überhaupt nicht so zahlreich, als man sich gemeiniglich vorstellt. Wenn dem Gregorius Turonensis zu trauen ist s), so waren die Langobarden, die einen grossen Theil von Italien erobert haben, nicht stärker, als viertausend Mann. Die Franken, die sich mit Klodwigen in Gallien niedergelassen haben, mögen ebenfalls nicht viel stärker gewesen seyn. Dreytausend davon liessen sich mit ihm taufen; die übrigen giengen zurück, und aus der Art, wie dieses der nemliche Gregorius erzählt, sieht man schon, daß es eben kein beträchtlicher Theil der Nation gewesen t). In dem berühmten Treffen gegen den Kaiser Julian bey Straßburg, wo sieben allemannische Könige alle ihre Kräfte zusammengezogen hatten, waren die Deutschen nicht stärker, als 35000 Mann u). Die Vandalen sollen, nach einigen Nachrichten, 70000 Seelen zusammen, Weib und Kinder mit eingerechnet, ausgemacht haben, als sie nach Afrika übergiengen; man kann demnach kaum 20000 streitbare Männer auf sie rechnen.

s) *Histor.* L. 4. c. 35.

t) *Histor.* L. 2. c. 31.

u) AMMIAN. MARCELL. *Histor.* L. 16. c. 10.

Zweytes Kapitel.

Charakter der Deutschen. Sitten. Wissenschaften. Künste. Handlung.

Vor allem müssen wir die Hauptzüge in dem deutschen Charakter suchen; das übrige wird sich von selbsten geben. So wie Tacitus, Mela, Strabo, Seneca, und andere die Deutschen beschrieben, waren sie eine kriegerische, und von dem Geist der Freyheit und Unabhängigkeit ganz beseelte Nation. Alles athmete Krieg bey ihnen. Alsdann fieng der Mensch gleichsam an zu leben, und wurde als ein Theil des Volkes, und Mitglied des Staates betrachtet, da er das erstemal die Waffen in die Hände bekam, welches allemal mit grosser Feyerlichkeit, und in der Versammlung des Volks geschah. Wenn er sie einmal hatte, ließ er sie nie von sich; zu Hause, und auf dem Feld führte ein jeder seine Waffen mit sich a). Mit diesen gieng er zu Tische, zu öffent-

a) Diesen Brauch, auch mitten im Frieden bewaffnet zu gehen, theilten die Deutschen in der Folge auch denen von ihnen eroberten Provinzen mit, wo er sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

öffentlichen Gastmahlen, in die Versammlungen des Volks, vor Gericht b), und legte sich mit schlafen. Damit er sich auch allenfalls nach dem Tode wehren, oder darinn üben konnte, bekam er sie mit sich in das Grab. Kurz, bey den Deutschen machten die Waffen den Mann aus; beyde Ideen flossen zuletzt in eine zusammen, und selbst nach der Sprache ihrer Gesetze waren eine Lanze und ein Mann gleichbedeutende Worte c). Einige Völker hielten ihre Waffen gar für etwas Göttliches, und überhaupt war kein Schwur heiliger bey den Deutschen, als durch ihre Waffen.

Dieser kriegerische Geist verbreitete sich über alle ihre Handlungen, und ihr ganzes Gedankensystem. Ihre Schauspiele und Ergötzungen wa-

b) Auch dieser Gebrauch erhielt sich sehr lang; sogar der Bischof von Wirzburg mußte den Harnisch anlegen, wenn er Landgericht halten wollte.

c) In den Gesetzen der Angeln und Wariner heißt es: Post quintam generationem filia ex toto . . succedat, & tunc demum hæreditas ad *fusum* a *lancea* transeat. Apud HEINECC. *Corp. Juris German. antiq.* p. 449. Wie aus der Lanze ein Hut (chapeau) geworden, lassen wir andern über zu beurtheilen. Dieser Umstand, so klein er auch ist zeigt doch zur Genüge den Abstand unserer Sitten von den Sitten der alten Deutschen.

waren kriegerisch; ihre Cärimonien waren kriegerisch, selbst diejenigen, die bey Handlungen gebraucht wurden, wo nichts als sanfte Empfindungen rege gemacht werden sollten, z. B. bey Hochzeiten und dergleichen; ihre Religion war kriegerisch, ihr Himmel, den sie nach dem Tode hofften, und selbst ihre Weiber waren kriegerisch. Diese giengen mit ins Feld, und stellten sich auch in dem hitzigsten Treffen so nahe an ihre Männer, daß sie ihnen zurufen, und Muth einsprechen konnten. Seneca drückt den Charakter der Deutschen ganz kurz mit folgendem aus: Sie (die Deutschen) werden in den Waffen gebohren, erzogen, und ihre einzige Sorge geht auf die Waffen, das übrige vernachläßigen sie d).

Nur ist die Frage, wie dieser kriegerische Geist in ihnen entstanden sey. Der Mensch ist an sich nicht bösartig, oder ein gebohrner Feind anderer Menschen; wenn auch Hobbes, dieses zu erweisen, die Hunde zu Zeugen aufruft. Denn auch diesen, sagt er, ist es bekannt; indem sie bey Tage alle Unbekannte, die in das Haus kom-

d) Armis innascuntur innutriunturque, quorum unica cura est, alia negligentibus. SENECA L. I. *de ira* c. 11.

kommen, anbellen, zur Nachtszeit aber alle ohne Unterschied e). Gleichwie wir den Deutschen in den Waffen antrafen: so hat man auch ganz friedfertige Nationen gefunden. Der mit seiner Armuth und sich selbst zufriedne Lapp- und Grönländer sind lebendige Zeugen davon. Die Deutschen müssen also noch vor dem Cäsar und Tacitus uns unbekannte Perioden durchgelaufen haben, in welchen eine solche Stimmung ihrer Neigungen und Seelenkräfte durch eine besondere Zusammenwirkung mehrerer Ursachen hervorgebracht worden.

Wenn das Interesse eines Menschen sich mit des andern seinem durchkreuzet; wenn er seine Bedürfnisse nicht befriedigen kann, als auf Unkosten eines dritten: dann fängt die in seinem Herzen verborgene Bosheit an, ihre Keime hervorzutreiben. Die Völker in dem Zustande der Barbarey haben wenig Bedürfniße; diese aber sind um so stärker, weil sie nicht durch die Einbildung, sondern durch die Nothwendigkeit allein erzeugt werden. Tacitus setzt als das erste Nah-

e) Sed quid hominibus doctis conamur demonstrare, id quod ne canes quidem ignorant, qui accedentibus oblatrant, interdiu quidem ignotis, noctu autem omnibus. HOBBES *Leviath.* P. I. c. 13.

rungsmittel der Deutschen die wilden Baumfrüchte an f). Diese konnten aber nicht lang hinreichen, eine Menge Volks zu ernähren. Man mußte bald auf andere Mittel denken. Das nächste war die Ermordung der Thiere, die schon theils wegen eigener Sicherheit, theils um sich gegen die Kälte durch ihre Häute zu schützen, nothwendig geworden war. Nun wollte man sich auch von ihrem Fleisch nähren. Tacitus setzt daher das frische Wildpret (recens fera) als das zweyte Nahrungsmittel der Deutschen an. Manche Thiere sind dem Menschen an Stärke, andere an Geschwindigkeit überlegen. Man mußte auf Waffen denken, und das Morden ward eine Kunst, aber auch um Vieles erleichtert. Die Erfindung der Waffen ist der erste Schritt zum Kriege. Von dem Kriege, der mit den Thieren geführt wird, ist der Uebergang allemal leicht zu dem mit den Menschen. Und wenn einmal der Krieg angefangen

f) Cibi simplices, agrestia poma, recens fera, aut lac concretum, *de M. G.* c. 23. Man bemerke, daß Tacitus in der Setzung der Speisen die Stuffen in Obacht nimmt, auf welchen die Menschen vermuthlich sich zu dem gesellschaftlichen Leben emporgeschwungen haben.

gen hat, wachsen aus einem immer neue Ursachen zu andern hervor.

Der Krieg hat ohnehin allezeit ein heimliches Vergnügen bey sich. Der Krieger macht Versuche seiner Kräfte, er lernt sie kennen, und wenn er siegt, so ist seine Zufriedenheit vollkommen. Gleichwie durch den Sieg das Gefühl seiner eigenen Kräfte, das Angenehmste, das der Mensch hat, ungemein erhoben wird; so wartet auch das frohe Zujauchzen einer ganzen Nation auf ihn, welches ihn noch mehr über sich selbst erhöhet. Und auf solche Art kann der Krieg, besonders in einem Stande, wo der Mensch noch nicht gelernt hat seine Vergnügungen zu geniessen, und die Sympathie nicht stark genug ist, ihn von dem Leid zurückzuhalten, daß er andern Menschen anthut, seine Lieblingsbeschäftigung werden. Der Nutzen, den er daraus zieht, unterhält in ihm diese Neigung. Im Kriege wird Beute gemacht, eine Art zu erwerben, die Leuten, die nichts arbeiten mochten, allezeit die liebste war. Man gewöhnt sich daran, und glaubt zuletzt zu allem berechtigt zu seyn, was man Kräfte genug hat behaupten zu können. Auf solche Weise entsteht das Recht der Stärke, welches Pomponius Mela als einen charakteristischen Zug der Deutschen an-

sieht.

sieht g). Ammian Marcellin sagt das nemliche von den Alemanniern insonderheit h), und Sidonius Apollinaris von den Sachsen i). So antworteten ebenfalls die Gallier den Hetruskern, daß sie das Recht in ihren Waffen trügen, starken Leuten gehöre alles, wohin sie reichen können k). Obschon die Deutschen gleichwohl so viel einsahen, daß ohne innere Sicherheit kein Staat bestehen könne: so war doch das Rauben und Stehlen, ausser dem Gau eines jeden Volkes, zu welchem einer gehörte, keine Schand. Aus diesem Grunde übten sie auch das sogenannte Strandrecht aus, wovon wir noch die Spuren im vierzehnten Jahrhundert in Deutschland finden l).

Hierinn fanden sie so wenig ungereimtes, daß ihre Lieblingsnahmen, so, wie ihre Feldzeichen, von starken oder von Raubthieren, entlehnt waren,

g) Jus in viribus habent, adeo ut ne latrocinii quidem pudeat. POMPON MELA L. 3. *de situ orbis.*

h) AMMIAN. MARCELLIN *hist.* Lib. 17. c. 10. & 12.

i) SIDONIUS APOLLINARIS Lib. 8. Epist. 6.

k) Se in armis jus ferre, & omnia fortium Virorum esse LIVIUS L. 5. *Histor.*

l) TACITUS erzählt davon ein merkwürdiges Beyspiel in dem Leben des Agricola.

ren, als wenn sie sich eine Ehre daraus machten, ihnen zu gleichen; da es hingegen ein Scheltwort war, einen einen Hasen zu nennen, das in der Folge nach den salischen Gesetzen mit sieben Sols bezahlt werden mußte m).

Wenn die Jagd nicht mehr hinreicht, die Bewohner eines Landes zu nähren; so ist das nächste Zufluchtsmittel die Viehzucht. Gleichwie der Jäger mit allen Thieren Krieg führt: so fängt der Mensch in diesem Stande an einiger zu schonen, und eine Art von Frieden und Gesellschaft mit ihnen zu errichten. Er nährt sich von ihnen; hingegen nährt er sie wieder. Nun wird seine Lebensart ruhiger; er behält Muße zum Nachdenken; seine Sitten werden sanfter, und er kömmt um einen starken Schritt dem gesellschaftlichen Leben

m) Die Sächsischen Prinzen, die zuerst in Britannien festen Fuß gefasset, nennten sich der eine Hengst, der andere Horse, welches in der Angelsächsischen Sprache eine Stute bedeutet. Die Namen, die sich auf Mar oder Mer endigen, als Waldemar, Hincmar, scheinen allerdings auch Pferdsnamen zu seyn. Nichts aber war gemeiner, als die Namen von Raubthieren, wovon wir noch Spuren genug in den Namen und den Wappen des heutigen deutschen Adels finden.

ben näher. Die Deutschen trieben zwar von den ältesten Zeiten an die Viehzucht, und lebten zum Theil von geronnener Milch (lac concretum); aber sie blieben Jäger, und, was noch mehr ist, entschlossene Krieger dabey. Und da sie nicht jene schöne und Wollust athmende Natur um sich hatten, deren Betrachtung die Sinne bezaubert, die Einbildungskraft mit angenehmen Bildern füllt, und begeistert, dem Herzen sanfte Empfindungen einflößt, sondern eine rohe wilde unausgebildete; so darf man keine arcadischen Schäfer bey ihnen suchen; und diese Lebensart konnte überhaupt nicht die Wirkungen bey ihnen hervorbringen, die man bey andern, besonders gegen Morgen gelegenen Völkern, die dem Hirten- und Schäferleben ergeben waren, bemerkt.

Die Noth lehrte sie zuletzt auch den Ackerbau treiben, welcher die letzte Stuffe zu dem gesellschaftlichen Leben ist; indem aus dem Schooße des Ackerbaues alle Künste, die Verfeinerung der Sitten, die Aufklärung des Verstandes, das Eigenthum und die darauf gegründete bürgerliche Verfassung, die jezige Bevölkerung endlich selbsten hervorgestiegen sind. Die Deutschen kannten diese Folgen; sie wollten sie aber nicht. Sie gefielen

sich

sich mehr bey ihrer Barbarey, als bey aller möglichen Vervollkommnung ihres Zustandes. Sie wenden keinen Fleiß auf den Ackerbau, sagt Cäsar, von den Sueven, die den größten Theil der Nation, ausmachten n), sondern ihre Nahrung besteht meistens in Milch, Käse, und Fleisch o). Keiner hat eine bestimmte Morgengab an Feldern, oder eigene Grenzen; sondern ihre Obrigkeiten und Fürsten theilten den Familien und Anverwandschaften, so, wie sie sich

n) *de bello Gallico* L. 6. c. 21. Mit ihm stimmen STRABO, TACITUS, und alle übrigen überein, die das nehmliche von der ganzen Nation behaupten. POMPONIUS MELA sagt: Bella gerunt neque imperitandi, ant prolatandi, quæ possident, nam *ne illa quidem enixe colunt*, sed ut circa ipsos, que jacent, vasta sint. STRABO redet auf die nehmliche Art: Commune omnium est, qui istis in locis degunt, facilis & expedita soli mutatio, ob tenuitatem victus, & *quod neque colunt agros*, neque fructus recondunt, sed in casis habitant, structura in unum diem constantibus.

o) PLINIUS allein thut Meldung vom Habermus, sonst ist es nicht einmal ausgemacht, ob sie das Brodt gekannt haben. Ihre Gerste und übriges Getraid brauchten sie, meistens um Bier, oder ein dem Bier ähnliches Getränke daraus zu brauen.

sich in eine Gesellschaft zusammen gethan haben, so viel alle Jahre aus, als, und wo es ihnen gefällt, und machen sie das nächste Jahr anderwärts hinziehen. Cäsar giebt auch die Ursachen an, warum sie es gethan haben: damit sie sich nicht durch die Gewohnheit so sehr von dem Ackerbau einnehmen ließen, daß ihnen die Lust zum Kriege darüber vergieng; damit sie nicht nach weitläuftigen Besitzungen trachten, und die Mächtigen die Schwächern verschlingen möchten; damit sie sich nicht auf eine bessere Bauart legten, um sich gegen Hitz und Kälte zu schützen; damit die Geldgierde, aus welcher Uneinigkeiten entstehen, nicht einreisse; und endlich, damit das Volk sich eher in Schranken halten liesse, wenn eine vollkommene Gleichheit unter ihm herrschte. In diesen Gründsätzen liegt in der That mehr Philosophie, als man von Barbaren erwarten sollte. Vorausgesetzt nehmlich, daß das Kriegssystem das beste für die Nation war, kann nichts richtigers gedacht werden. Cäsar redet zwar nur von den Sueven; allein Tacitus, der die Nachrichten des Cäsars vermuthlich vor sich gehabt hat, scheint auch noch von seinen Zeiten zu behaupten, daß kein Eigenthum der Felder eingeführt

war

war p). Wenigstens hatte es noch keinen Werth; indem man sich wenig darum bekümmert, so lang ein jeder zum Ueberfluß hat, der nur bauen will. So

p) *de M. G. C.* 26. Agri pro numero cultorum ab universis per vices occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur. Facilitatem partiendi camporum spatia præstant. Arva per annos mutant, et superest ager. Ich weiß, was zur Behauptung des Landeigenthums unter den Deutschen zu des Tacitus Zeiten in des Deutschen Mercur 1773. zweyten Band und folgenden vorgebracht worden ist. Allein, daran ist wenig gelegen, ob die Deutschen Landeigenthum gehabt haben, oder nicht; die Frage besteht vielmehr darinn, ob das Landeigenthum, wenn es vorhanden gewesen, einen solchen Werth gehabt, daß es die industrie mächtig belebet, und eine starke Triebfeder der Thätigkeit bey den Deutschen gewesen, wie der Verfasser der dortigen Abhandlung zeigen will. Seine Gründe scheinen mir aber nicht erheblich genug. Superest ager, sagt Tacitus: " auch nach der Theilung sind Felder im Ueberfluß vorhanden. " Wenn auf den königlichen Mayerhöfen zu Karls des Großen Zeiten hie und da noch Land zum Urbar machen übrig war, wie man aus seinem berühmten Capitulari de Villis §. 36. p. 612. apud HEINECC. C. J. G. antiq. sehen kann, ja sogar unbesetzte Baurenhöfe (mansi absi) wie man eben dort §. 67. sieht, anzutreffen waren,

So viel ist allemal gewiß, daß die Deutschen auch nach diesem den Ackerbau nur auf einen gewißen Punkt, höchstens nehmlich so viel, als ihnen nothwendig

da doch die Könige und insonderheit Karl so große Sorge für deren gute Einrichtung trugen, &c. &c. so muß in der That Tacitus die Wahrheit geredet haben. Wie läßt sich aber dieses mit einem hohen Werth des Eigenthums vereinbaren? Eine andere Ursache ist noch der Abgang der Handlung, wodurch sie ihre überflüßigen Produkten hätten absetzen können, nebst dem Mangel des Geldes, welches die Seele der Handlung ist, und die Industrie mehr als alles übrige unterhält. MONTESQUIEU sagt in seinem *Esprit de loix L.* 18. *Chap.* 15. La culture de terres demande l'usage de la monnoie. Cette culture demande beaucoup d'arts et de connoissances; et l'on voit toujours marcher d'un pas egal les arts les connoissances, et les besoins. Tout cela conduit à l'etablissement d'un signe de valeur. Die Deutschen müßten denn allein eine Ausnahme von dieser Regel gemacht haben. Ihre große Heerden foderten allerdings, daß man auch für den Winter sorgte; allein, hierzu waren vielmehr Hände in großer Anzahl, als großes Landeigenthum nothwendig, so wie unter den Kalmucken ohne Landeigenthum einer 4000, der andere nur 4 Stück Viehe zu erhalten im Stande ist. Nichts aber bekräftigt dieses mehr, als die von allen alten an den Deutschen bemerkte Leich-

wendig war, getrieben haben. Sie blieben also dort, wo sie als Jäger und Krieger gestanden, auch da sie den Ackerbau trieben, stehen; und dieser konnte seine gewöhnlichen Folgen nicht haben.

Nun werden wir endlich im Stande seyn, ihnen ihren Platz in den verschiedenen Stuffen der Menschheit anzuweisen. Man hat schon längst bemerkt, daß ganze Gesellschaften sich durch ähnliche Veränderungen durcharbeiten müssen, wie einzelne Menschen. Gleichwie diese ihre Kindheit ihr Jünglings- und Mannsalter haben: also haben es auch so zu sagen ganze menschliche Gesellschaften. Die Deutschen waren nicht mehr in dem Stande der Wildheit, welcher gleichsam der Stand der Kindheit für die Völker ist. Sie mußten schon mehrere Sorge für ihre Nahrung tragen, und eben dadurch, daß sie den Ackerbau einiger maaßen trieben, mußten sie auch mehrere Kenntnisse haben, als der sogenannte Wilde gemeiniglich hat. Ihre gesellschaftliche Verfassung, ob sie schon noch sehr unvollkommen war, näherte sich doch schon etwas den polizirten Staa-

Leichtigkeit auszuwandern, welche bey Leuten, die das Landeigenthum schätzen und es fleißig benutzen, nie so leicht statt findet. STRABO schon sieht dieses als eine Folge des vernachläßigten Ackerbaues an.

ten. Wenn sie noch keine geschriebenen Gesetze hatten, so hatten sie doch Gewohnheiten, die die Stelle derselben vertraten. Obschon das Metallgraben eine verächtliche Arbeit bey ihnen war, so war doch der Gebrauch des Eisens eingeführt, welches allein schon einer Nation vor einer andern, die es nicht kennt, ungemeine Vorzüge giebt. Man kann demnach von ihnen sagen, daß sie bereits das Jünglingsalter, welches man den Stand der Barbarey bey Völkern nennt, angetreten haben. Kurz, sie waren eben so begierig nach Freyheit, eben so große Feinde des Zwanges, eben so sehr dem Müssiggang ergeben, eben so voll von wilder Herzhaftigkeit, eben so offenherzig, so heftig in ihren Affekten, so ausschweifend im Trunk, so gastfrey, als es Jünglinge sind, und als es die meisten alten und neuen Barbaren waren, und noch wirklich sind.

Von der Freyheit und Zwanglosigkeit in der sie auflebten, war der Müssiggang die erste Folge. Der Mensch arbeitet nicht, wenn er nicht gezwungen wird. Die Arbeit fällt daher allzeit auf den Schwächern zurück. **Je stärker und kriegerischer einer ist**, sagt Tacitus von den Deutschen, **desto weniger arbeitet er. Die Haussorge und Bestellung der Felder überläßt er**

den

den Weibern, den Alten und Schwächsten aus dem ganzen Hause. Er für sich bringt die Zeit mit Nichts thun, Schlafen, Essen, Trinken und Jagen zu q). Und eben daher, weil der Müssiggang die Folge der Ueberlegenheit an Kräften ist, gesellt sich zuletzt zu demselben ein barbarisches point d' Honneur, und das Arbeiten wird zur Schande. Herodot sagt von den Thraciern: Nichtsthun wird bey ihnen für das ehrbarste, hingegen das Feld bauen für das verächtlichste gehaltn r). Das nehmliche Vorurtheil hat sich bey den Deutschen bis in die spätesten Zeiten erhalten; so zwar, daß der Ackerbau auch in ihren Gesetzen unter die knechtlichen Arbeiten (opera servilia) gezählet wird s), als wenn eine gleichsam für einen Freyen Mann eine Schand wäre, sich mit demselben abzugeben.

Eben dieser Müssiggang und die aus ihm entstandene Langweile führte hernach den Deutschen zu seinen Gastmalen, wo es oft blutige Köpfe absetzte; aber auch Berathschlagungen über die wichtigsten Sachen gehalten wurden; zu seinen

q) TACITVS *de Mor. Ger. C.* 15.

r) HERODOTVS *Hist. L.* 5.

s) LL BAIVVAR. *Tit.* 6. C. 2.

Spielen, wo oft die Freyheit, wenn sonst nichts mehr übrig war, auf den letzten Wurf gesetzt ward, die gemachten Schulden aber mit der grösseften Genauigkeit bezahlet wurden; und zum Trunk, womit Tage und Nächte zuzubringen keine Schande war. Man braucht daher, um diese Neigung zum Trunk zu erklären, eben nicht seine Zuflucht zu dem Klima zu nehmen. Gleichwie der unter den gemäßigten Zonen wohnende alte Gallier und sein Nachbar der Germaner schon in den ältesten Zeiten um ein Faß Wein einen Menschen dahin gaben t): so verschwendet auch der unter der Linie wohnende Negern-König noch heut zu Tage alljährlich einen Theil seiner Unterthanen in Branntewein.

Nichts war in ihren Sitten ruhmwürdiger, als die strenge Beobachtung der ehelichen Treue. Bey einem so zahlreichen Volke waren die Ehebrüche ungemein selten, und wenn einer begangen wurde, folgte die Strafe auf der Stelle. Der beleidigte Ehemann vollstreckte sie selbst, schnitt dem untreuen Weibe die Haare ab, stieß sie in Gegenwart der Anverwandten zum Hause hinaus, und schlug sie in der ganzen Gegend herum. Hierinn war keine Nachsicht zu hoffen, und

t) DIODORUS SICUL. *bibl. Lib.* 6.

und weder Gestalt, noch Alter, noch Vermögen konnten ihr einen zweyten Mann verschaffen u).

 Sie

u) TACITUS *de M. G. C.* 18. Tacitus wird hierinn vollkommen gerechtfertigt durch eine Stelle des H. Bonifacius, in welcher dieser fast das nehmliche von den Sachsen seiner Zeit erzählet. Einen Umstand scheint Tacitus jedoch entweder übersehen, oder mit Fleiß übergangen zu haben, nehmlich die im Schwange gegangene gewaltsame Entführung des Frauenzimmers. Selbst der deutsche Held, Arminius, hat, nach des Tacitus eigenen Nachrichten des Cherusker Fürsten, Segest Tochter, gegen des Vaters Willen entführt und geheyrathet. Wie sehr diese Gewohnheit bey den Normännern eingerissen gewesen sey, kann man aus des Saxo Grammatikus und andern Nachrichten sehen. Die Vornehmern liessen für ihre Töchter besondere wohl verwahrte Behältnisse bauen, welche noch von Wächtern und Hunden bewachet wurden. Die Franken hatten eben dergleichen, welche sie Schrannen (Screonas) nennten. In den salischen Gesetzen Tit. XIV. heißt es: Siqui tres homines ingenuam puellam de casa aut de *Screona* rapuerint, MCC. den. qui faciunt Sol. XXX. culpabilis judicetur. Auch in den Bairischen und Alemannischen Gesetzen kommen Verordnungen gegen den Frauenzimmerraub vor, woraus sich schließen läßt, daß er ziemlich gemein muß gewesen seyn. Mehreres hievon wird in der Fränkischen Geschichte insonderheit vorkommen.

Sie hatten aber auch unendlich wenigere Reize zum Laster, keine solche Schauplätze wie die Römer, welche selbst Ovid, ein großer Kenner der Kunst zu verführen, als die bequemste Gelegenheit dazu ansieht, auch keine Oviden, oder solche Poeten von welchen eben dieser sagt, daß er nichts dadurch gebessert worden; kurz sie hatten nichts von allem dem, worzu Reichthümer, Ueberfluß, und der übertriebene Luxus die Römer nach und nach gebracht hatten.

Wissenschaften, Künste und feinen Geschmak darf man freylich bey einer Nation, wie die Deutsche war, nicht suchen. Doch finden wir Spuren genug eines natürlich guten und gesunden Verstandes. Aus einer Stelle des Tacitus x), wo er sagt, daß Männer und Weiber unwissend seyn in den Geheimnissen des Schreibens, hat man die Folge ziehen wollen, daß man in Deutschland gar nicht schreiben gewußt habe. Man siehet aber leicht aus dem ganzen Zusammenhange der Stelle, daß Tacitus nur die bey den Römern gebräuchliche Art, durch Briefe heimliche Liebsverständnisse zu unterhalten, versteht. Daß aber die Nation selbst weder eigne Buchstaben

x) Litterarum Secreta viri pariter ac feminæ ignorant, *de M. G. C.* 19.

staben gehabt, noch hinlängliche Versuche gemacht, um ganze Perioden und Aufsätze in ihrer Sprache zu schreiben, scheint allerdings seine Richtigkeit zu haben; indem sie sonst wenigstens ihre eigenen Gesetze und öffentliche Urkunden in den folgenden Zeiten in derselben würde aufgesetzt haben. Auch würde **Otfrid** in dem neunten Jahrhundert nicht so viele Schwierigkeiten gefunden haben, die besondern Laute der deutschen Sprache durch Buchstaben auszudrücken y).

Dem ungeachtet hatten die Deutschen schon in den ältesten Zeiten ihre Poesie, und Musik; und wenn auch ihren Versen die Harmonie gefehlt, so konnte diese durch das Originelle und die Stärke der Gedanken ersetzt werden. Die deutschen Poeten waren unter dem Namen der Barden bekannt. Ihr Geschäfte war, das Andenken der Helden zu verewigen, und ihre Zeitgenossen zu gleichen Thaten anzufeuren, zu welchem Ende sie auch mit in den Krieg folgten. Ihre Gesänge waren zugleich die Jahrbücher und die Schule der Nation. Der Kaiser **Julian** ließ sich von den Barden einige derselben vorsingen, und ver-

y) *In præfatione versionis rhytmicæ quatuor. Evang.* Hievon wird unten ein mehreres vorkommen.

gleicht sie dem Geschrey wilder Vögel z). **Venantius Fortunatus**, der sie von den in Gallien eingedrungenen Burgundern und Franken gehört, sagt, die Deutschen wüßten keinen Unterschied zu machen zwischen dem Schwanengesang und Gänsegeschrey a). Allein, hierinn liegt ungemein viel Vorurtheil, wenn man eine Sprache, die man nicht versteht, bloß nach dem Klang beurtheilt. Die Harfe war nach dem **Venantius Fortunatus** das Instrument, womit sie ihre Gesänge begleiteten; sie brachten sie wenigstens mit sich in die römischen Provinzen. **Voßius** glaubt sogar, alle musikalische Instrumente seyn von den Barbaren erfunden, und nur von den gesitteten Nationen zur größern Vollkommenheit gebracht worden.

Von dem Gefühl des Schönen in Gegenständen, die in das Aug fallen, finden wir nichts, als daß sie vieles auf schöne Farben gehalten. Nicht allein ihre Schilde zierten sie mit den auserlesensten Farben b), sondern auch einige Theile ihrer

z) JULIAN. *in Misop.*

a) Apud quos nihil dispar erat, aut stridor anseris, aut canor oloris. Sola sæpe bombicans barbaros Leudos (Lieder) *Harba* (Harfe) relidebat. *In Epistola ad Gregor. Tur. præfixa* L. I. Poemat.

b) TACITUS *M. G. C. 6.*

ihrer Häuser bestrichen sie mit einer so glänzenden Erde, daß sie mit den schönsten Farben gemalt zu seyn schienen c). Und eben diese Erfahrung, die wir von den Deutschen haben, trift auch bey andern noch ungesitteten Völkern ein, bey denen etwas, das glänzt, und eine hohe Farbe hat, allezeit angenehmer ist, als Dinge, deren Schönheit erst durch die Bemerkung des Ebenmaaßes, oder durch Vergleichung mit andern sichtbar wird.

Ihre Schauspiele, die darinnen bestunden, daß Jünglinge ganz nackend zwischen mehrern auf sie zugereckten Spiesen und Schwertern allerhand Wendungen und Sprünge machten, ohne sich zu verletzen, trugen zwar das allgemeine Gepräg ihres kriegerischen Charakters; doch waren sie nicht ohne alle Kunst und Zierde. Die Uebung brachte die Kunst hervor, sagt **Tacitus** d), die Kunst die Zierde. Man siehet aber leicht, daß vielmehr die Verachtung der Gefahr und die Fertigkeit, mit welcher der muthige Jüngling den aller Orten drohenden Spießen auszuweichen wußte, als das Harmonische seiner Bewegungen das Ver-

c) TACITUS ibid. C. 16.

d) Exercitatio artem paravit, ars decorem, *de Mor. Germ. C. 24.*

Vergnügen der Zuschauer ausmachte. Griechische oder römische Tänzer schienen den Deutschen, nach dem Zeugnisse des **Kaisers Julian**, rasende und unsinnige Menschen zu seyn e)

Zu des **Tacitus** Zeiten hatten sich die Reichern, und die dem Rhein am nächsten wohnten, dem Wohlstand in der Kleidung etwas genähert. Anstatt der Thierhäute, wobey fast der ganze Vordertheil des Körpers unbedekt blieb, fiengen sie an, ordentliche Kleider, nicht aber lange und weite, sondern solche, die hart anlagen, und den Umriß von allen Gliedern zeigten, zu tragen. Ob sie aber der Wohlstand selbst hierzu verleitet habe, ist eine andere Frage. Die ersten Fabriken in Deutschland waren in den Händen des weiblichen Geschlechts, und sind es auch nebst der Verfertigung der Kleider bis in die mittlern Zeiten geblieben. Es kann daher billig der Verdacht entstehen, ob nicht die Eitelkeit und Verschönerungssucht mehr Theil daran gehabt, als der Wohlstand selbst.

Der

e) Saltatores cum artem suam exhibuissent in aula (cujusdam Regis Celtarum) statim illos deserverunt spreveruntque viri fortissimi, quod furentibus & fanaticis similes viderentur. JULIAN. *in Misopog.*

Der Wohlstand war noch in der Wiege, als sich schon der Luxus, obschon nur im kleinen, zu ihm gesellte. Die Weiber waren nicht mit ihren leinernen Kleidern zufrieden. Diese mußten noch mit purpurfarbenen Bändern ausgezieret werden, einer Waare, die man nirgendswo, als in Phönicien haben konnte, und die erst durch unzählige Hände gehen mußte, ehe sie nach Deutschland kam, das damals so wenig an ausländische Waaren setzen konnte.

Ueberhaupt konnte die Handlung von keiner Wichtigkeit seyn. Zu des Plinius Zeiten hatten sie von den Galliern gelernt leinene Zeuge zu weben. Diese reichten aber bei weitem nicht hin, die eigene Nation mit Kleidung zu versorgen. Der Börnstein zog nach und nach Phönizische, römische und griechische Kaufleute bis an das baltische Meer. Sonst waren Pelze und Thierhäute, Gansfedern, Menschenhaar, Vieh und hauptsächlich Menschen, die als Knechte verkauft wurden, dasjenige, was sie an die Ausländer geben konten, dafür sie Waffen, Kleidungsstücke, Wein und dergleichen bekamen. Sie wußten sich aber in den folgenden Zeiten auf eine andere Art schadlos zu halten, und von den Römern Geld zu bekommen, welches sie aber gegen

Waa-

Waaren wieder zurückgeben mußten. Wenn sie nehmlich die römischen Provinzen nicht plünderten, liessen sie sich auch ihr Daheim bleiben und **Nichts thun** bezahlen.

Ihre Schiffe waren zu des **Plinius** Zeiten große ausgehölte Eichbäume, in denen sich doch öfters bis fünfzig Mann aufhielten. Sie lernten aber bald den Römern den Schiffbau einigermaaßen ab, nicht zwar um Handel, sondern um Seeräuberey zu treiben. In dem dritten und vierten Jahrhundert brachten sie es so weit damit, daß nicht allein die nahe gelegenen britannischen, sondern auch die gallischen und spanischen Küsten vor ihnen zitterten, und, aller angewandten Sorgfalt unerachtet, ihre Landungen und Plünderungen nicht verhindern konnten.

Drittes Kapitel.

Politische Verfassung der Deutschen. Freiheitsliebe. Justizverwaltung. Art Krieg zu führen. Tapferkeit. Erste Spuren des Lehnsystems. Verschiedenheit der Stände.

Die Nation machte keinen zusammenhängenden Staatskörper aus, sondern war wieder in eine Menge kleiner Völkerschaften getheilt, die zwar oft unter sich uneins waren, und selbst Kriege führten; in ihren Sitten, und ihrer politischen Verfassung aber sehr mit einander übereinstimmten. Die Liebe zur Freyheit war die Seele ihrer Handlungen. Eine Stelle des **Plinius** von den Cauzen, einem an der Nordsee in dem Bremsschen und Frießländischen wohnenden Volk, ist hierüber sehr merkwürdig. **Gegen Norden, sagt er, hab ich auch die Cauzischen Nationen kennen gelernt. Man theilt sie ab in die Gro-**

sen

sen und Kleinen. Der Ocean schwellt alle Tage zweymal so hoch an, daß man unschlüssig wird, ob man ihre Gegenden Land oder Meer nennen soll. Dort hat sich das armseelige Volk Hügel aufgeworfen, so hoch als das Wasser zu steigen pflegt, und seine Hütten darauf gebaut. Wenn das Wasser das Erdreich bedeckt, scheinen sie zu schwimmen, wenn es wieder abgelaufen ist, sehen sie denen ähnlich, die Schiffbruch gelitten haben. Die mit dem Meer zurück eilenden Fische fangen sie bey ihren Hütten. Zu ihrer Nahrung haben sie weder Vieh noch Milch und nicht einmal Wildpret, da gar kein Gesträuch vorhanden ist. Von Schilf und Seerohr machen sie sich Netze, um die Fische zu fangen; die Erde aber trocknen sie mehr an dem Winde, als an der Sonne, und brauchen sie, um sich und ihre Speisen zu wärmen. Zum Getränke haben sie nichts als Regenwasser, das sie vor ihren Häusern in Gruben auffangen. Und diese Völker, schließt endlich Plinius, dürfen noch sagen, wenn sie heut zu Tage von den Römern überwunden werden, daß sie in die Dienstbarkeit kommen. So wahr ist es, daß das Glück vieler

zur

zur Strafe schont f). Irrt sich aber hierinn Plinius nicht offenbar, wenn er ihnen gleichsam ihre Freyheitsliebe zum Verbrechen anrechnet? Die reichen Nationen waren allemal die ersten, die den Nacken unter das Joch der Sclaverey gebeuget; und die Armen diejenigen, die nur durch die Reichen, wenn es zum Schlagen kam, meistens überwunden, sondern unter ihnen selbst die natürliche Gleichheit am besten haben wissen zu halten.

Um ihre Freyheit desto sicherer zu erhalten, litten die Deutschen keine Städte unter ihnen, die sie als mit Garn umstellte Höhlen, oder als grosse Gefängnisse ansahen g). Durch die zween ganz einfache Grundsätze, den Ackerbau nur so weit zu treiben, als die höchste Noth es erfoderte, und keine Städte unter sich zu leiden, brachten sie das zu Stande, was Solon und die übrigen griechischen Gesetzgeber durch alle Anstrengung ihres Ver-

f) Et hae gentes si vincantur hodie a populo Romano, servire se dicunt. Ita est profecto: multis fortuna parcit in poenam. PINIUS *histor. natur. L.* 16. *C.* 1.

g) Ipsa oppida, ut circumdata retibus lustra, declinant. AMMIAN. MARCE. *L.* 16. *C.* 1.

Verstandes nicht erreicht haben, nehmlich, daß sie frey von innen und aussen geblieben. Man wußte nichts oder wenig von Tyrannen; und ihre unbezwungene Freyheit siegte endlich über die tapfern Römer selber.

Die meisten Nationen hatten entweder Könige, oder Fürsten, derer Gewalt aber, so wie ihre Einkünfte, die in freywilligen Abgaben ihrer Untergebenen bestanden, sehr eingeschränckt war. Der Kaiser Valentinian I. machte den Alemannier Fraomar Anfangs zum König über ein alemannisches Volk, hernach zum römischen Obristen h). Fraomar muß sich demnach bey dem Gehalt eines römischen Obristen besser befunden haben, als bey seinen königlichen Einkünften. Für deutsche Prinzen und Fürstensöhne war es eine Belohnung römische Ritter oder Hauptleute zu werden.

Sachen von Wichtigkeit wurden allemal in der Versammlung des Volks ausgemacht. Die Priester geboten das Stillschweigen. Der König, Fürst, oder sonst ein berühmter Mann machte den Vortrag, und das Volk entschied. Das Volk gab selbst Befehle, und gehorchte selbst. So groß auch die Veränderungen sind, die die deutschen Nationen sowohl in- als ausser Deutschland erlitten haben

h) AMMIAN. MARCELL. L. 29. C. 9.

ben: so ist doch kaum eine einzige, bey der man nicht Spuren dieses uralt deutschen Regierungsplans antrift. Nur war der Fehler, daß sie nicht leicht zusammen zu bringen waren, und einer bald, der andere spat, ein anderer gar nicht kam; just so nemlich wie es auf unsern Reichstägen ausgesehen hat, ehe sie in die heutige Form sind gebracht worden.

Jeder war befugt sich selbst Recht zu verschaffen. i). Das Hauptgeschäfte der Obrigkeit war nur, die aus dieser Einrichtung entstehen den Feindschaften und Gewaltthätigkeiten nicht zu weit um sich greifen zu lassen; welches um so eher zu besorgen war, da nach ihren Sitten allemal die ganze Anverwandschaft sich des Beleidigten annehmen, und ihm Genugthuung verschaffen mußte. Der Schuldige erstattete diese, wenn es auch einen Todschlag betraf, nach Gutbefinden der Obrigkeit durch eine gewisse Anzahl Pferde oder Stück Hornviehe, wovon ein Theil dem Beleidigten und seinen Verwandten, und der andere der Obrigkeit zufiel.

Sie kannten keine ordentliche Todes- oder Leibesstrafen. Nichts war ihnen unbegreiflicher, als daß ein Mensch über des andern Leben Macht

i) VELLEIUS PATERCUL. *Histor. Rom.* L. 2. C. 118.

haben sollte. Alle Bedrückungen des Quintilius Varus litten sie geduldig; nur der Anblick der römischen Beile und Ruthen war ihnen unausstehlich, und brachte sie in jene Wuth, die dem Varus das Leben, den Römern aber ihr schönstes Heer kostete. Die ersten Gesellschaften hatten überhaupt das gelehrte Ansehen nicht, das ihnen manche beylegen. Es brauchte Zeit, und eine Menge Veränderungen in der bürgerlichen Verfassung, bis man die Menschen überreden konnte, alle die Verbindungen einzugehen, die man izt in Systeme zusammen gebracht findet. k).

Sie

k) Ich sage, ordentliche Todesstrafen. Tacitus macht selbst einige Fälle nahmhaft, in denen auch die Todesstrafen hergebracht waren. Die Verräther und Ueberläufer wurden als Feinde des Vaterlandes gehenkt. Nebst diesem ersäufte man die Feigen (ignavos) und die sich zur Unzucht mißbrauchen liessen, (Corpore infames). Haussen übersezt das erstere durch Müßiggänger; allein, auf solche Art hätte die ganze Nation ersäuft werden müssen, indem ihr Tacitus nicht nur einmal den Müßiggang vorwirft. Ich verstehe also diejenigen dadurch, die aus Feigheit davon liefen, und ihre Kammeraden im Felde im Stich liessen; kurz, das, was in den folgenden Zeiten Herisslig (die Heersverlassung) bey den Franken genennt, und

Sie unterhielten keine gedungene Soldaten, sondern jeder freye Mann war ein gebohrner Soldat. Weil der Krieg das Vorrecht freyer Männer war, mußte er nothwendig ein Ehrenstand, und zwar der einzige bey einer Nation seyn, die sonst kein Verdienst kannte. Bey einer Landwehre, oder einem Vertheidigungskrieg mußte jeder, der wehrhaft war, mit zu Felde. Wenn Einfälle in fremde Länder unternommen wurden, geschah solches selten von ganzen Natio-

und ebenfalls mit dem Tode bestraft wurde. Leute, die zum Krieg zu feig waren, waren nach deutscher Denkungsart des Lebens unwerth. Durch corpore infames versteht jemand solche, die auf der Flucht im Rücken waren verwundet worden, welches für unehrlich wäre gehalten worden; (siehe Jenaische gelehrte Zeitung, 23. Stück. 1774.) allein, das Fliehen mit dem Vorsaz wieder zurükzukehren, war bey den Deutschen nicht schimpflich, und in solchem Fall konnte einer eben so gut verwundet werden, als wenn er sich gänzlich auf die Flucht begeben hätte. Auch diese Strafen müssen sehr selten gewesen seyn, weil man unter den Franken noch zu Karls des Grossen Zeiten zweifelte, ob die Todesstrafen erlaubt wären. Man brauchte auch die Vorsorge, daß die Priester sie vollstrecken mußten, damit es das Ansehen hatte, die Götter selbst hätten sie verhängt. TACITUS. M. G. C.

nen sondern ein, oder der andere Anführer stellte sich öffentlich dar, und suchte so viel Leute zu seinem Vorhaben zu bereden, als er konnte. Wer sich einmal darzu anheischig gemacht hatte, mußte auch Wort halten l).

Die Waffen der meisten deutschen Nation waren grosse Spieße m). Sie glaubten gleichsam sich ihres Vortheils der Stärke, an der sie vorzüglich den Römern überlegen waren, zu begeben, wenn sie nicht solche Waffen führten, die mit derselben in Verhältniß stünden. Sie hatten aber auch kleinere, die sie Pfriemen, (frameas) nennten n), und die von nahem sowohl als von weitem konnten gebraucht werden. Sie hatten zwar Schilde, aber Anfangs zu grosse, und zum Theil nur von Weiden geflochtene. Die wenigsten hatten Sturmhauben, oder Harnische. Ueberhaupt aber waren ihnen die Römer an der ganzen Rüstung so sehr überlegen, daß man von ihnen sagen kann, was Herodot von den Persern und Griechen gesagt, daß Unbewaffnete mit Bewaffneten

l) CÆSAR *de B. G. L. VI. C.* 23.

m) TACIT. *Annal. L. I.* Germanicus ermahnte die Römer zur Herzhaftigkeit durch die Vorstellung der grossen ungeschikten Spieße der Deutschen, und ihrer von Weibern geflochtenen Schilde.

n) TACIT. *de Mor. Ger. C.* 6.

neten gestritten haben. Am meisten schadete ihnen, daß sie fast ganz nackend am Leibe, und gegen die scharfen römischen Dolche in der Nähe, die Pfeile aber in der Ferne zu wenig bedeckt waren. Ihre Pfriemen gebrauchten sie zwar auch als Wurfspieße, von Pfeilen aber finden wir gar nichts, als in spätern Zeiten. Die Deutschen liebten das Handgemeng, weil es bequemer war die persönliche Tapferkeit zu zeigen. Hingegen ist es eine charakteristische Eigenschaft der Völker, die von dem Orient gekommen sind, als der Hunnen, Ungarn, Tartern und anderer, daß sie gute Pfeilschützen waren.

Während dem Treffen hatten die Deutschen ein eigenes Kriegsgeschrey, welches sie Barritus nennten, und besonders anstimmten, wenn sich der Sieg auf ihre Seite lenkte. Dieses fieng mit einem ganz leisen Gesäusel an, wuchs nach und nach, und stieg gleich dem, welches entstehet, wenn die Wasserwogen an Felsen prellen o).

o) Cornuti enim & braccati excipiunt eos (Allemannos) jam gesturientes barritum ciere vel maximum: qui clamor ipso fervore certaminum a tenui susurro exoriens paulatimque adolescens ritu extollitur fluctuum cautibus illisorum AMMIAN. MARCELLIN. *Histor.* *Lib.* 16. C. 12.

Daß die Deutschen tapfer gewesen, lehrt uns das Geständniß ihrer Freunde und Feinde. Ihre Nachbarn, die Gallier, getrauten sich selbst nicht, sich mit ihnen an Tapferkeit zu vergleichen. Einige Nationen von ihnen hielten es so gar für die größte Ehre, ihren Ursprung von den Deutschen abzuleiten. Auch die Römer waren bey all ihrer Selbstliebe billig genug, den Deutschen unter allen andern Nationen nach ihnen den ersten Plaz, was die Tapferkeit angehet, einzuräumen. Kein Titel war den Kaisern angenehmer, als Germanicus. Es ward zur Mode denselben zu führen, sie mochten ihn verdient haben, oder nicht. Eben so mußten Triumphe zu Rom über die Deutschen gehalten werden; und Deutschland blieb immer sein eigener Herr. Eben die Münzen, worauf Deutschland als überwunden vorgestellt wurde, mußte man den nehmlichen Deutschen auszahlen, um sie nur in der Ruhe zu erhalten.

Es ahndete gleichsam den Römern von den ältesten Zeiten an, daß sie von Seiten der Deutschen das meiste würden zu besorgen haben. Julius Cäsar wollte sie daher durchaus nicht zu Nachbarn der Römer haben. Als er die Helvetier geschla=

geschlagen, ließ er sie wieder nach Hause, damit nur nicht die Deutschen die von ihnen verlassene Gegenden besetzen möchten. Aus eben dieser Ursache drang er so stark auf den Abmarsch des Ariovist aus Gallien, damit sie nicht in der Folge zu viel Deutsche dahin ziehen möchten. Nur der Rhein und die Donau schienen ihnen hinlängliche Brustwehren gegen dieselben zu seyn. Aber auch damit waren sie nicht zufrieden, sondern legten noch ihre sogenannte Valla, oder Limites an, bauten an den Ufern des Rheins und der Donau eine grosse Menge Städte und Vestungen, und unterhielten eben daselbst allezeit ihre stärksten und tapfersten Kriegsheere. Und dennoch, wenn der Rhein oder die Donau gefror, zitterte man in allen angränzenden römischen Provinzen, und nie bekamen die Götter so viele Opfer.

Die Römer selbst suchten nicht nur allein eine Menge Deutsche in ihren Diensten zu haben, sondern sie vertrauten ihnen zulezt das Commando ihrer eigenen Heere an. Wir wollen nur noch den Seneka hören, was dieser zu seiner Zeit, da die römische Macht am höchsten stund, von den Deutschen hielt. Was ist herzhafter als die Deutschen, was im Angriff heftiger, was be-

gieriger nach den Waffen, in denen sie gebohren und erzogen werden, auf die sie ihre einzige Sorge verwenden, da sie alles übrige vernachläßigen? Man gebe diesen Körpern, diesen Gemüthern, die nichts von der Ueppigkeit, dem Wohlleben und von Reichthümern wissen, Vernunft und Kriegsübungen, und wir werden bald genöthigt seyn die alt römische Sitten wieder anzunehmen p). Es war aber auch ein mittlerer Zustand möglich, der sich ordentlicher Weise nach der Efahrung aller Zeiten ergeben mußte; nehmlich daß die Deutschen durch die vielen Kriege die Kriegskunst endlich besser lernten, die römische Kriegszucht aber selbst durch die Länge der Zeit geschwächt wurde.

Mitten in diesen dunkeln Zeiten finden wir schon die Spuren des Lehnsistems, welches in den folgenden Zeiten so viel Einfluß auf den deutschen Nationalcharakter, auf das Wohl und Unglück der Nation gehabt hat.

Auch sogar der Geist davon, und seine Mängel zeigen sich schon in der Ferne. Den ersten Grund dazu hat die Ehrsucht gelegt. Da es kein an-

p) Agedum illis corporibus, illis animis, delicias, luxum, opes ignorantibus, da rationem, da disciplinam, ut nihil amplius dicam, *necesse erit nobis certe mores Romanos repetere.* SENECA *de Ira. L. I. C.* 11

anders Mittel gab sich hervor zu thun, als der Krieg; derjenige aber, der mehrere tapfere Leute um sich hat, unstreitig mehr ausrichten kann, als ein anderer, der für sich allein in den Streit geht; so bestund die gröste Ehre, wornach der Adel, die Fürsten und Vornehmsten der Nation trachteten, darinnen allezeit ein zahlreiches Gefolge von Leuten um sich zu haben, die bereit wären, an ihrer Seite zu fechten, und Ehre sowohl als Gefahr mit ihnen zu theilen.

Wenn ihre eigene Nation nicht in einen Krieg verwickelt war; so zogen sie auf Abentheuer aus. Je grössern Ruf der Tapferkeit einer bereits erlangt hatte, desto leichter war es ihm ein solches Gefolge zu haben. Auch Adeliche begaben sich in das Gefolge eines tapfern Mannes, der von Geburt geringer war als sie, und dienten unter ihm, um das Kriegshandwerk zu lernen. Nichts gehet über die Anhänglichkeit, womit die, welche einmal im Gefolge stunden, ihrem Anführer ergeben waren. Denselben überleben, wenn er im Gefechte geblieben, war die gröste Schande. Die Fürsten stritten um den Sieg, das Gefolge für den Fürsten, sagt Tacitus q). Hier sehen wir schon, daß die Fürsten der nächste und lezte Gegenstand waren, dem

q) *de Mor. Ger. C. 14.*

dem sie Muth, Treue und Blut widmeten, wobey der Staat und das Vaterland allemal Gefahr liefen, ausser Acht gelassen zu werden; welches eben der Hauptfehler des Lehnsystems war, indem die angebohrnen Verbindungen den willkührlichen nachgesetzt, und der Fürst vom Staate getrennt wurde.

Die Ehre war zwar das Hauptband zwischen dem Gefolge und den Fürsten; es war aber auch erlaubt, Geschenke, als z. B. ein kriegerisches Pferd, durch die Erlegung eines Helden berühmt gewordene Waffen und dergleichen, zu begehren. Der Fürst mußte auch für den Unterhalt des Gefolges sorgen. Wenn damals liegende Güter von einigem Werthe gewesen wären, so würden wir das ganze Lehnsystem vor uns haben.

Die Nation bestund theils aus edlen, theils aus freyen Männern. Mitten unter Leuten, die gleichsam noch in ihrer natürlichen Freyheit leben, die, meistens in Thierhäute gekleidet, mit ihrem Vieh unter einem Dach wohnen, und vom Habermus und geronnener Milch leben, treffen wir einen Adel an, den wir in dem weichlichen Orient, wo der Despotismus in voller Macht herrschet, nicht finden. Die Sache ist ausgemacht, nicht allein aus mehrern Zeugnissen des Tacitus, sondern auch nach den Gesetzen der verschiedenen deut-

schen

schen Nationen selbst, der Adel mag nun bey ihnen seinen Ursprung haben, woher er will r). Sie

r) Man hat verschiedene Hypothesen hierüber an das Tageslicht gebracht. Einige behaupten, der Adel habe bey den Deutschen seinen Ursprung von Verdiensten und Tapferkeit; andere glauben, daß die reichsten Landeigenthümer, welche am meisten zur Nationalvertheidigung beytragen konnten, und auch wußten, weil ihnen mehr als andern an der Aufrechthaltung der Nationalfreyheit gelegen war, den Adel ausgemacht haben. Mir kommt am wahrscheinlichsten vor, daß der Adel aus den Nachkömmlingen derjenigen Familien bestanden, die jeder Völkerschaft ihre erste Einrichtung gegeben, das obrigkeitliche Amt zuerst bey ihr verwaltet, und so zu sagen ihre Stifter und erste Gesetzgeber gewesen. Deßwegen blieb man auch bey diesen Familien stehen, wenn Könige oder Fürsten zu wählen waren; da man hingegen die Herzoge und Anführer im Felde blos nach der Tapferkeit wählte. Bey dem *Procop. Hist. Goth. Lib.* 2. kommt ein Beyspiel vor, daß die Heruler, nachdem sie ihre Fürsten verlohren hatten, sogar nach Schweden schickten, um dorther einen zu holen, weil sie gehört hatten, daß dort noch einige Nachkömmlinge und Verwandte ihrer ersten Beherrscher übrig wären. Auf solche Art lassen sich die verschiedenen Meynungen miteinander vereinbaren. Diese erste Obrig-

Sie hatten auch Knechte, oder Leibeigene, wie man sie nennen will; und, welches ihnen Ehre macht, sie giengen menschlich mit ihnen um. Zwischen Herren und Knechten war in der Lebensart wenig Unterschied. Der Knecht hatte seine eigene Wohnung und Haushaltung, wie der Herr; nur daß er ein gewisses an Getraide, Vieh und Kleidungsstücken liefern mußte. Selbst die Kriegsgefangenen hatten insgemein kein härteres Schicksal bey ihnen zu gewarten; obschon die unmenschliche Art, mit der die Römer den Deutschen in ähnlichen Umständen nicht selten begegneten, sie zu gleicher Härte hätte reitzen können. Rom machte Fechter (gladiatores) aus ihnen, die sich untereinander ermorden mußten, um die stille Wuth eines müßigen Volkes durch Verspritzung ihres Bluts zu vergnügen; oder man zwang sie aus der

nem-

Obrigkeiten wurden wegen ihrer Tapferkeit und Klugheit gewählet, und ihre Nachkömmlinge waren gewiß die reichsten und ansehnlichsten Leute bey der Nation. Daß sie sich aber so sehr vervielfältiget, daß sie einen eigenen Stand ausmachen konnten, ist in einem Staat, wo Freyheit und wenige Bedürfnisse das allgemeine Loos sind, gar kein Wunder. Von dem Ursprung des heutigen Adels werden wir in der Folge hören.

nemlichen Ursache mit wilden Thieren zu kämpfen; oder man warf sie ihnen gar ohne Waffen vor, wie Constantin mit einigen deutschen Fürsten gethan hat, gerade, als wenn es erlaubt wäre, die Rechte der Menschheit zu verletzen, weil ein Deutscher nicht zu einem nach den Grundsätzen des Apicius abgerichteten Koch, oder zu einem nach des Ovids Regeln zugeschnittenen Buhlbriefträger, oder weiß nicht zu was andern Diensten, die die Römer von ihren Sclaven foderten, zu gebrauchen war. Das Erträglichste für sie war noch, wenn man sie unter die römischen Legionen steckte; oder ihnen Felder anwies, und die verödeten römischen Provinzen durch sie bevölkerte.

Viertes Kapitel.

Religion der Deutschen.

Die Deutschen zeigten zwar einen natürlichen gesunden Verstand in ihrer politischen Verfassung. Sobald man aber ihre Religion und Begriffe über Dinge, die über die Empfindungen und Gefühle erhaben sind, betrachtet, kommen

sie

sie einem vor, wie der Löwe, dem die Augen verbunden, oder gar ausgestochen sind. Daß die Deutschen zum Aberglauben geneigt gewesen, darf man um so weniger wundern, da die Weiber bey ihnen einen grossen Antheil an Religionssachen hatten. Die Cimbrer führten dergleichen mit sich im Felde, die ihnen wahrsagen, und die Opfer verrichten mußten. Der Suevische König Ariovist versäumte die beste Gelegenheit mit den Römern zu schlagen, weil die Weiber, die er als Prophetinnen bey sich hatte, ihm verboten, sich vor dem Neumond in ein Gefecht einzulassen. Einige von diesen Weibern brachten es so weit, daß man etwas Göttliches in ihnen wahrzunehmen glaubte. Unter andern war Velleda, eine Brukterische Jungfrau, berühmt, der die niederrheinische Völker in den wichtigsten Angelegenheiten zur nemlichen Zeit gehorchten, als sie die blutigsten Kriege führten, um von den Römern keine Befehle annehmen zu dürfen. Ganna und Aurinia waren gleichfalls so berühmt, daß ihrer auch die auswärtigen Schriftsteller s) Meldung thun, und römische Kaiser selbst sich von ihnen wahrsagen liessen.

Ihre

s) TACITVS *de M. G.* C. 8.

Ihre ganze Götterlehre und Religion aus einander setzen zu wollen, ist theils eine unnöthige, theils unmögliche Arbeit. Solche Begriffe, die zu so verschiedenen Zeiten blos von der Einbildungskraft verschiedener Menschen erzeuget worden sind, können unmöglich etwas Zusammenhängendes haben. Wenn die griechische und römische Götterlehre so vielen Schwierigkeiten unterworfen ist: wie viel mehrere muß die Deutsche haben, da wir so wenig Denkmale von ihr übrig haben. Cäsar sagt, die Deutschen bethen die Sonne, den Mond, den Vulkan, oder das Feuer an, und Tacitus, der des Cäsars Nachrichten vermuthlich vor Augen gehabt hat, sezt die Hertham (die Erde) darzu. Diese Art der Abgötterey scheint auch die früheste bey allen Nationen und die verzeihlichste zu seyn. Die Menschen empfangen den wohlthätigen Einfluß der Elemente, und besonders den Deutschen konnte in ihren frostigen und waldichten Gegenden nichts angenehmer seyn, als wenn sich die Sonne nach langen Winternächten wieder näherte. Auch wegen ihres Viehes mußten sie sich freuen, dessen Wohlseyn sie für das ihrige hielten weil sie Nahrung und Kleidung von ihm hatten. Die Schönheit und der majestätische Glanz dieses Ge-

stirnes, welches, da es den Augen den Zutritt verwehrt, der Einbildungskraft um so herrlicher scheint, mußten ohnehin den Begriff davon erhöhen.

Der Mond that ihnen nicht nur allein bey dem langen Winter grosse Dienste, sondern auch bey ihrer Jagd, der die Nacht ohnehin günstiger ist, als der Tag, und bei ihren Reisen durch die grossen Waldungen und Gehölze. Das Feuer schüzte sie gegen die Kälte, und war daher ihre angenehmste Gesellschaft. Die Erde nährete sie und ihr Vieh. Es ist daher kein Wunder, daß das Gefühl der Dankbarkeit bey ihnen rege ward; und daß sie sich auch für das künftige suchten ihrer Wohlthaten zu versichern.

Die Nation mußte erst Helden hervorbringen, bis man aus ihnen Götter machen konnte; und wenn sie auch da gewesen, mußten sie erst eine Zeitlang den Augen des Pöbels entzogen seyn, bis ihre Thaten durch die mündliche Fortpflanzung so sehr vergrössert worden, daß sie Menschenkräfte zu übersteigen schienen. Und zulezt waren diese Gottheiten immer nur nach dem Geschmack jener brausenden Geister, die den Helden im Kopfe hatten. Der friedfertige Landmann opferte auch in dem Bezirk von Rom seinem Pan, und übri-

gen

gen Feldgöttern, da indessen der Krieger den Jupiter, Mars und Herkules um Siege anflehete.

Als die Römer mit den Deutschen bekannter wurden, glaubten sie die römischen Gottheiten bey ihnen zu finden. Sie reden von einem Merkur, Mars, Herkules und dergleichen, die die Deutschen sollen verehret haben; vielleicht aber mit eben so viel Grund, als lange hernach Cluver die Heil. Dreyfaltigkeit bey den nehmlichen Deutschen, und unsere Missionarien in Indien gefunden haben. Die Götter der Heiden waren zwar gröstentheils Geschöpfe der Einbildungskraft; doch schritt auch diese bey ihren Erdichtungen nach gewissen Regeln fort. Die roheste und noch so verschiedene Begriffe von einem höchsten Wesen mußten wenigstens in einigen allgemeinen Eigenschaften übereinstimmen, und alle Erzählungen von ihren Thaten mußten auf diese Eigenschaften passen. Dadurch entstand allemal eine Aehnlichkeit zwischen den Gottheiten verschiedener Nationen, welche auch sonst nichts unter sich gemein hatten.

Die heidnischen Gottheiten mußten sich auch deßwegen unter einander gleichen, weil sie durchgehends von den Völkern in dem Stand der Barbarey, wo das Maaß der Erkenntniß bey

ihnen fast das nemliche ist, sind gemacht worden. Und obschon sich alles andere verändert hat, getrauten sie sich doch nicht, Hand an die Religion zu legen. Mit dem Alter, welches andere Dinge abwürdiget, wuchs die Ehrfurcht gegen sie. Aus jenem unförmlichen Klotz oder rohen Stein, der zuerst einen Jupiter oder Apoll vorstellen sollte, ist durch die Meisterhand eines Phidias oder Praxiteles eine Bildsäule geworden, die die Verwunderung der Welt erregte; diß war die ganze Veränderung. Das übrige blieb, wie es war, und aufgeklärte Nationen konnten jenes in den Sitten ihrer Götter ohne Anstoß ertragen, was sie in den ihrigen nicht dulden mochten.

Gewisse Erscheinungen in der Natur konnten auch leicht ähnliche Begriffe von verschiedenen Nationen veranlassen. Unter andern scheint der Donner gemacht zu seyn, die Seele und Einbildungskraft von Grund aus zu erschüttern. Man findet daher fast bey allen Völkern einen Gott des Donners. Die Deutschen nennten den ihrigen Thorus, und von ihm hat der Donnerstag noch wirklich den Namen. Der mächtige Trieb zur Fortpflanzung ihrer Art, den die Natur in Menschen und Thiere gelegt hat, hatte ebenfalls

bey den Deutschen seine Vorsteherinn unter dem Namen der Freya, von welcher der Freytag den Namen führt, so wie bey den Römern und Griechen unter dem Namen der Venus.

Ein kriegerisches Volk, wie die Deutschen, mußte auch seine Kriegsgötter haben, die seine Unternehmungen begünstigten, und gegen seine Feinde ihm beystunden. Dergleichen wären die, welchen die Römer die Namen eines Herkules, Mars und Merkurius beylegen. Nach den eigenen Nachrichten der Deutschen aber war keiner berühmter, als der Othin, besonders in dem nordlichen Theil von Deutschland. Die Sachsen mußten diesen Othin oder Wodan, wie ihn andere nennen, ausdrüklich abschwören, ehe sie zur heiligen Taufe unter Karl dem grossen gelassen wurden. Der Dienst von ihm muß sich also sehr lang in Deutschland erhalten haben. Alles von diesem Othin war dunkel, ehe die sogenannten Isländischen Sagen bekannt wurden. Nach diesen aber wollte man alles wissen, die Zeit, in der er gelebt, den Ort seines ersten Aufenthalts, die Reise nach Norden, und die Ursachen derselben, endlich auch die von ihm daselbst gestiftete grosse Revolution. So lang aber die Glaubwürdigkeit dieser Sachen nicht ausgemacht

 ist:

ist: läßt sich nicht mit Zuverläßigkeit von ihm bestimmen.

Die Deutschen hatten gar keine, oder doch wenige Tempel; weil sie es als unanständig für die Majestät ihrer Götter ansahen, sie in Mauren einschliessen zu wollen. Anstatt der Tempel dienten ihnen die geheiligten Haine, oder Wälder, in welchen ihre Heiligthümer und Kriegszeichen aufbehalten, und die Opfer verrichtet wurden. Diese Haine wurden in gröster Ehre gehalten. Niemand durfte sich unterstehen einen Baum davon zu fällen; indem sie glaubten, die Götter würden auf der Stelle diese Missethat strafen. Die Christen verwandelten hernach diese Haine in Gott geheiligte Oerter, und bauten Kirchen und Klöster dahin. Der Zulauf des Volks blieb wie zuvor, nur daß der Gegenstand der Verehrung geändert war, wovon das Wallfahrten, welches vermuthlich nichts anders bedeutet, als eine Farth in den Wald, den Nahmen herhaben mag. Sonst hatten sie auch noch besondere Bäume, denen sie göttliche Ehre erwiesen. Aus den Capitularien Karls des Grossen siehet man, daß kein Aberglaube bey ihnen tiefer eingewurzelt und härter auszurotten war, als diese Verehrung der Bäume.

Sie glaubten ein zukünftiges Leben; und daher kam zum Theil ihre grosse Verachtung des Todes. Man kan sich aber leicht vorstellen, daß sie wenig Begriffe von einem geistlichen Leben sowohl als dergleichen Vergnügungen gehabt haben Die ganze Einrichtung davon war nach ihren Charakter und Geschmack abgemessen. Sie belustigten sich unter einander mit Gefechten, und tranken köstliches Bier aus grossen Hörnern und den Hirnschalen ihrer erschlagenen Feinde, welches sie auch oft noch im Leben thaten.

Dieser Glaube an ein anderes Leben hatte bey den Deutschen den nemlichen Einfluß auf ihre Begräbnißcäremonien, als er fast bey allen Nationen von dem äussersten Norden Asien bis nach Peru gehabt. Dem Todten wurden seine Waffen mitgegeben. Man verbrannte sein Pferd und seine Hunde auch manchmal Knechte mit ihm, um sich derer noch in der andern Welt zu bedienen. Die grossen Gebeine, die man in den Grabhügeln findet, sind nichts anders, als dergleichen Pferdgebeine, die man aus Unwissenheit oft für Riesengebeine gehalten hat. Die Nordländer vergruben mit ihren berühmten Seefahrern Stücke von den Schiffen, die sie zu ihren Unternehmungen gebraucht hatten.

Man gab den Todten auch manchmal Geld mit, damit sie auf der Reise und sonst keinen Mangel leiden möchten. Weil dieses Geld in den folgenden Zeiten bey den Kohlen des Leichenbrandes mehrmalen gefunden worden, hat sich der Wahn verbreitet, daß, wo Kohlen in der Erde anzutreffen wären, auch Schätze vorhanden seyn müßten. Endlich gieng der Aberglaube des Pöbels so weit, daß die Kohlen selbst für Gold und Silber gehalten wurden, die durch Bezauberung in einen solchen Zustand gesetzt wären. In dem zu Tournay entdekten Grabe des fränkischen König Childerichs fand man nebst den Waffen die wunderlichsten Dinge beysammen, die den Gelehrten zu manchen wenig bedeutenden Untersuchungen Anlaß gegeben.

Sie suchten auch sonst das Andenken der Grabstätte grosser Männer zu erhalten. Zuerst begruben sie zu diesem Ende unter grossen Bäumen; und dieses mag in der Folge zu der unter den Deutschen so tief eingewurzelten Verehrung der Bäume vieles beygetragen haben. Sie warfen auch Hügel auf, und sezten die Aschentöpfe oder Gebeine darunter. Manchmal bezeichneten sie diese Grabstätten mit ungeheuren Steinen, von denen man kaum errathen kann, wie sie bey so weniger

Kennt-

Kenntniß der Mechanik so grosse Lasten bewegen konnten. Diese Steine dienten auch zur Sicherheit der Todten, damit sie nicht beunruhigt, und das ihnen Mitgegebene geraubt würde. Aus den fränkischen und alemannischen Gesetzen siehet man, daß sie auch in den folgenden Zeiten ungemein auf die Sicherheit der Todten bedacht gewesen.

Fünftes Kapitel.

Erste Bekanntschaft und Kriege der Deutschen mit den Römern. Die Cimbrer. Ariovist.

Was in dem Innern von Deutschland von seiner ersten Bewohnung an sich zugetragen hat, ist für uns verlohren. Wir haben aber eben so wenig Ursache es zu bedauren, als die Huronen und Iroquoisen haben werden über den Verlust ihrer Vaterländischen Geschichte sich zu betrüben, wenn sie dereinst sollten verfeinert werden. Die Denkungsart der Völker in diesem Zustande, und ihre Art zu handeln hat etwas zu Gräßliches an sich, als daß sie der Mensch, dessen Gefühle verfeinert sind, lange mit Vergnügen anschauen könnte. Was der Wilde Tapferkeit nennt, ist oft unbän-

bändige Wuth; und wenn er die Menschheit mit Füssen tritt, glaubt er gerecht zu seyn. Griechenland hat die Helden, die es in dem Stande seiner rohen Kindheit hervorgebracht hat, erst mit übermenschlichen Thaten, und, was noch mehr ist, mit Großmuth und Verdiensten für das Menschengeschlecht ausgeschmückt, ehe es dieselben zur Schau aufgestellt hat.

Die deutsche Geschichte hat darinn auf der andern Seite etwas Vorzügliches, daß sie mit der Geschichte jenes Volkes, durchflochten ist, dessen Begebenheiten noch immer die erste Stelle unter den uns bekannten einnehmen. Beyde treffen zusammen, eben da die leztere am interessantesten wird. Rom war bey seiner Entstehung zu klein um die ganze wißbegierige Seele zu füllen; sein mittlers Alter, ist zu einförmig, um nicht durch seine ewigen Kriege Eckel zu erwecken; das hohe Alter aber, wo sich der Coloß zum Fall neigt, und endlich gestürzt wird, wechselt mit Grösse und Schwäche dergestalt ab, daß es dem Verstand ein eben so weites und lehrreiches Feld zum Nachdenken öfnet, als es das Gemüth zu verschiedenen Empfindungen hinreißt.

Rom war fast auf dem Gipfel seiner Hoheit; Karthago, seine Nebenbuhlerin, lag in der

Asche

Asche; Asien hatte bereits seine Reichthümer ihm zugesandt, und dadurch mehr geschadet, als durch seine Waffen; Griechenland, und selbst das stolze Macedonien, war unter das Joch gebracht: als Rom und mit ihm ganz Europa von einem Orte her, wo man es am wenigsten vermuthete, mit dem gänzlichen Untergange bedrohet wurde. Einige deutsche Völker unter dem Namen der Cimbern t) und Teutonen geriethen, man weiß nicht, aus was für Ursachen, auf die Gedanken, sich mit den Waffen in der Hand andere Wohnungen zu suchen. Sie ergossen sich gleich Anfangs wie ein reissender Strom: Je weiter sie sich von ihrer Heimath entfernten; desto mehr wuchsen sie an. Im Winter lagen sie stille, und im Frühjahre rückten sie allemal weiter. Auf solche Art zogen sie lang in Europa herum, bis sie sich endlich auch dem römischen Gebiethe näherten. Die Römer, durch die grosse Gefahr erschreckt, stellten ihnen nach und nach

drey

t) Die Cimbern hatten ihren Siz auf der grossen Halbinsel, die sich von der Mündung der Elbe in die Nordsee erstrecket, und nach ihnen Chersonesus Cimbrica genennt wird. Die Teutonen bewohnten die benachbarten Küsten und Inseln an der Ostsee. Ob, und in was für eine Verbindung sie mit den Cimmerien an der mäotischen See gestanden, läßt sich nicht mit Zuverläßigkeit bestimmen.

drey Kriegsheere unter dem Silanus, Manlius und Cäpio entgegen; und alle drey wurden auf das Haupt geschlagen. Damals wäre es um Rom gethan gewesen, sagt selbst der römische Geschichtschreiber Florus u), wenn es nicht den, durch seine Kriegserfahrenheit, sein unruhiges Gemüth, sein Glück und Unglück in der römischen Geschichte so berühmten Marius gehabt hätte. Marius traf sie in der Gegend um die Rhone an, da sie eben im Begriffe waren, in Italien einzubrechen. Er getraute sich Anfangs nicht, ein Treffen mit ihnen zu wagen; sondern suchte vielmehr seine Soldaten abzuhärten, die alte römische Kriegsdisciplin unter ihnen herzustellen, und sie zuvorderst mit den so schrecklichen Gesichtern der Deutschen, ihrem fürchterlichen Aufzug, ihren grossen Körpern und Waffen bekannt zu machen; indessen aber sich wohl verschanzt zu halten. Alles dieses gelung ihm nach Wunsch. Hingegen ward den Deutschen bey seiner Verzögerung die Zeit so lange, daß die Cimbern aus Gallien zurück giengen, um durch Deutschland über die tridentinischen Alpen in Italien einzudringen; die Teutonen aber des Marius verschanzte Armee zur Seite liessen, und, nachdem sie einen Vorsprung gewonnen, geraden Wegs auf Italien zu marschirten. Ihre Zuversicht, bald in Rom zu

u) De gestis Rom. L. 3. c.

seyn,

seyn, war so groß, daß sie die Römer fragten, ob sie nichts an ihre Weiber zu befehlen hätten. Marius, um nicht von seinem Vaterland abgeschnitten zu werden, bricht eilends auf, erreicht sie bey Aix (Aquae Sextiae,) und liefert ihnen eines der blutigsten Treffen, worinnen die Teutonen sich zwar tapfer wehrten; als sie aber Claudius Marcellus in der grösten Hitze des Gefechtes, da sie bereits ermüdet waren, in dem Rücken angrief, in Unordnung geriethen, und gänzlich geschlagen wurden. Ihr König Teutoboch der sonst vier bis sieben Pferde zu überspringen gewohnt war, konnte kaum eines haben, um sich durch die Flucht zu retten. Gleich nach dem Treffen bekamen ihn die Römer in dem nächsten Walde gefangen, und er mußte zu Rom des Marius Triumph zieren, wo er wegen seiner ausserordentlichen Grösse, indem er über die Siegeszeichen (tropæa) hervorragte, allgemeine Verwunderung erweckte.

Die Römer waren zwar über diesen Sieg ungemein erfreuet; die Freude aber war noch mit vielem Schrecken vermischt. Denn die Cimbern erstiegen, zu ihrem grösten Erstaunen, mitten im Winter die Alpen, jagten den Consul Catulus über die Etsche, und wenn sie alsbald auf

Rom

Rom losgegangen wären, so würde es mißlich mit dieser Stadt ausgesehen haben. Allein, sie liessen sich in Venetien das italienische Brod, das gekochte Fleisch und besonders den Wein so gut schmecken, daß Marius zu rechter Zeit dem Catulus zu Hülfe kommen konnte. Sie hatten doch noch so viel Herz, daß sie den Marius heraus fo- derten, und verlangten, er sollte Zeit und Platz zum Kampf bestimmen. Marius nahm die Ausfoderung an; sorgte aber dafür, daß sie Sonne, Staub und Wind in dem Gesicht hatten. Dieses und die ihnen ungewohnte ausserordentliche Hitze, indem es eben im höchsten Sommer war, half dem Marius den vollkommensten *) Sieg davon tragen. Plutarch erwehnt eines Umstandes, der in seiner Art der einzige ist. Die vordersten Glieder, sagt er, hätten sich mit grossen eisernen Ketten aneinander geschlossen, damit sie nicht könnten getrennt werden. Auch rühmen die Geschichtschreiber die Tapferkeit ihrer Weiber, die nebst den Hunden die Wagenburg noch nach dem Treffen beschützten; und, da sie keinen Widerstand mehr thun, noch von den Römern erhalten konnten, unter die Vestalischen Jungfrauen aufgenommen zu werden, sich meistens selbst ermor-

*) A. V. C. 652.

mordeten. Eine insonderheit ward angetroffen an einem Wagen hangend, und an jedem ihrer Füsse eines ihrer Kinder hangen habend.

Auf diese Art sind endlich diese fürchterlichen Feinde Roms zernichtet worden. Man kann sich keinen bessern Begriff von ihnen machen, als wenn man sich jene ungeheure Menge von Heuschrecken vorstellt, die sich manchmal in Europa haben sehen lassen, ohne daß man gewußt, woher sie, oder wo sie zuletzt hingekommen; nur daß sie alles bis auf den Grund verheeret, und die größte Furcht und Schrecken aller Orten, wo sie nur hinkamen, verbreitet haben. Das Andenken dieser Gäste erhielt sich lange bey den Römern, besonders in dreyen Stücken. Wenn sie nemlich einen sehr grossen Schrecken ausdrücken wollten, sagten sie ein cimbrischer Schrecken (cimbricus terror); eine ausserordentliche Beute heissen sie eine cimbrische Beute (cimbrica præda), und ein überaus großes Geschrey ein cimbrisches Geheul (ululatus cimbricus). Ueberhaupt hatte dieser Krieg die Folge, daß der deutsche Name nun bekannter wurde, und Deutschland, als die Mutter so streitbarer Leute, anfieng in den Augen der Römer wichtiger zu werden.

Das zweytemal bekamen die Deutschen mit einem Helden zu thun, der den Marius an Tapferkeit und Glück noch weit übertraf. Julius Cäsar war es, der eben im Begrif stund Gallien unter die römische Bothmäßigkeit zu bringen, als die Deutschen mit den nämlichen Absichten nach Gallien giengen. Von langen Zeiten her hatten die Aeduer und Sequaner, zwey gallische Völker, um die Oberherrschaft von Gallien unter sich gestritten. Endlich unterlagen die Sequaner. Um aber ihr voriges Ansehen wieder zu erlangen, riefen sie den Suevischen König Ariovist (Ehrenvest) zu Hülfe. Ariovist kam, und überwand die Aeduer; blieb aber in Gallien, und eignete sich für seine Mühe den besten Theil des Landes der Aeduer und Sequaner zu; und damit er sich um so vester setzte, ließ er täglich mehr Deutsche nach Gallien kommen, welchen er nach Belieben Wohnungen und Felder anwies. Der Ueberwinder und die Ueberwundenen sahen zuletzt ihren großen Fehler ein, der ganz Gallien der Gefahr aussetzte, von den Deutschen verschlungen zu werden. Da sie aber für sich zu schwach waren, etwas gegen dieselben zu unternehmen: so wandten sie sich an den Cäsar, der eben mit einer römischen Armee an den Gränzen stund, und nur erst einen

voll-

vollkommenen Sieg über die Helvetier davon getragen hatte, ob er gleich ein so gefährlicher Bundsgenoß für sie war, als die Deutschen, von dem indessen mehr Menschlichkeit zu hoffen war. Dem Cäsar war dieses eine erwünschte Gelegenheit, sich mit Anstand in die gallischen Angelegenheiten mischen zu können, und mit einem Feinde anzubinden, dessen Ueberwindung ihm Ehre machen, und die Oberherrschaft von Gallien nach sich ziehen mußte.

Nichts konnte ihm zugleich dienlicher seyn, unter dem Deckmantel der Ehre des römischen Volkes den Grund zu jenem großen Gebäude zu legen, welches er schon damals bey sich entworfen hatte. Seine Soldaten aber waren um so furchtsamer. Die Größe, Stärke, und wilde Herzhaftigkeit der Deutschen wurde ihnen von den zaghaften Galliern so erschrecklich vorgemahlt, daß sie mehr an den Tod, als an den Sieg dachten. Im Lager hörte man nichts als Testamente machen, oder Murren gegen den Feldherrn, der sich ihrer Meynung nach ohne Noth in einen so gefährlichen Krieg einliesse, und seinen eigenen Ehrgeitz die Wohlfahrt des römischen Volkes aufopferte. Die Vornehmsten, auch diejenigen nicht ausgenommen, die um den Cäsar waren, suchten alle nur mög-

liche Vorwände hervor, um sich von dem Lager entfliehen zu können, und die, so sich schämten solches zu thun, konnten doch ihre Furcht so wenig verbergen, daß ihnen oft die Thränen über das Angesicht herab rollten. Wenn ein Deutscher dieses erzählte, sollte es uns fast verdächtig vorkommen. Allein, Cäsar, der Held, und die Zierde seines Volks, hat es selbst der Nachwelt schriftlich hinterlassen.

Cäsar ließ sich durch alles dieses nicht irre machen. Er ruft vielmehr die Officiers zusammen; führt ihnen ihre alte Tapferkeit zu Gemüthe; stellt ihnen die Siege des Marius über die nehmlichen Feinde vor, welche bey allem dem nichts als undisciplinirte und ungeübte Barbaren wären; erinnert sie an die Ehre des römischen Volks, an die trotzige Art, mit der Ariovist ihm und den übrigen Römern begegnet wäre, und schließt endlich, wenn sie ihn doch verlassen wollten, so sey er vest entschlossen, mit der zehnten Legion allein gegen den Feind zu rücken. Diese Rede hatte den besten Erfolg. Die Officiere der zehnten Legion dankten ihm wegen des Zutrauens, das er auf sie sezte, und erbothen sich zu allem, was er ihnen befehlen würde; die übrigen folgten ihrem Beyspiel, und versprachen das nehmliche.

Nun rückte Cäsar dem Ariovist entgegen, um ihn zu einem Treffen zu bringen. Ariovist vermied solches, und machte eine Wendung, wodurch er dem Cäsar die Zufuhr abschneiden konnte. Cäsar änderte gleichfalls seine Stellung; und als er erfuhr, daß Ariovist deßwegen nicht schlagen wollte, weil seine Wahrsagerinnen verbothen hatten, sich vor dem Neumond in ein Treffen einzulassen; so drung er eben um so mehr darauf, und kam dem Ariovist endlich so nahe, daß er das Treffen nicht mehr vermeiden konnte. Die Deutschen brachten zwar den rechten römischen Flügel in Unordnung, der ihrige aber hatte das nehmliche Schicksal, nur daß die Römer die Kunst verstunden, sich wieder in Ordnung zu stellen, die Deutschen aber ihrer Unordnung nicht mehr wußten abzuhelfen. Der Sieg blieb demnach auf Seiten der Römer. Kaum hatte Ariovist Zeit, mit einigen von seinem Gefolge über den Rhein zu kommen.

Cäsar, der sich einmal in den Kopf gesezt hatte, alles zu versuchen, um solche Dinge nach Rom schreiben zu können, die vor ihm noch kein Römer gethan hatte, gieng noch weiter. Als er nach einigen Jahren die in Gallien eingefallenen Usipier, ein deutsches Volk, das in der heuti-

gen Wetterau gewohnet, zurück gejagt hatte: nahm er sich vor den Rhein zu paßiren, und die Deutschen in ihren eigenen Wohnungen den starken Arm des römischen Volkes fühlen zu lassen. Die am Niederrhein wohnenden **Ubier**, die mit ihren Nachbarn, den **Sueven**, nicht wohl zufrieden waren, boten ihm ihre Schiffe dazu an. Allein, er hielt es weder für sicher, noch seinem Ruhme gemäß, auf deutschen Schiffen über den Fluß zu gehen; sondern er baute bey dieser Gelegenheit jene berühmte Brücke, die er selbst so ausführlich beschrieben hat x), daß man zur Genüge merkt, wie sehr er sich dabey gefallen. Die Deutschen zogen sich bey seiner Annäherung in ihre Waldungen zurücke, und **Cäsar**, dem noch immer die unruhigen Gallier zu schaffen machten, hatte keine Lust ihnen zu folgen. Er gieng demnach wieder über den Fluß, mit dem zufrieden, daß er wenigstens glaubte, den Deutschen Furcht eingejagt zu haben, und der erste unter den Römern gewesen zu seyn, der den deutschen Boden mit einer Armee betreten.

Nach einiger Zeit paßirte er den Fluß noch einmal, weil die Deutschen den Trieren Hülfsvölker

ker

x) De Bello Gall. L. 6. .C 4.

ker zugeschikt hatten. Bey dieser Gelegenheit giebt er uns eine ziemlich ausführliche Nachricht von Deutschland, um seinen Landleuten zu zeigen, daß er Deutschland nicht nur von weitem gesehen. Weil aber die Deutschen sich wieder in ihre Waldungen geflüchtet, und Cäsar besorget, er durfte Mangel an Proviant leiden, so zog er sich ebenfalls wieder zurücke. Wenn nach der gänzlichen Beruhigung von Gallien die bürgerlichen Kriege nicht dazwischen kommen wären: so würde er vielleicht in seinen Unternehmungen weiter gegangen seyn. Wenigstens mag er starke Versuchung dazu gehabt haben. Bey seinem Abzug nach Italien nahm er das Corps deutscher Truppen, das er selbst gebildet hatte, mit sich. Und dieses war es eigentlich, das ihm die Schlacht auf den Pharsalischen Feldern gewann, und das Schiksal der Römer entschied. Als **Pompejus** seine zahlreiche Reuterey dem **Cäsar** in den Rücken hatte gehen lassen, griffen die Deutschen Cohorten, die **Cäsar** dazu aufbehalten hatte, die pompejanischen Reuter so herzhaft an, daß es schien, die Pompejaner wären zu Fuß, die Deutschen hingegen zu Pferde gekommen. Nachdem die Reuter in die Flucht gejagt waren, zerstreuten sie des Pompejus leichtes Fußvolk, und fielen endlich den Le-

gionen des Pompejus in den Rücken, worauf dessen ganze Niederlage erfolgte y).

Sechstes Kapitel.

Die Deutschen werden in ihrem eigenen Vaterlande von den Römern angegriffen. Feldzüge des Drusus. Sieg der Deutschen über die Römer unter der Anführung des Arminius. Folgen davon. Feldzüge des Germanicus.

Durch die Eroberung des Cäsars wurden die Deutschen, Nachbarn der Römer, und der Rhein die Grenzlinie zwischen ihnen und einem Volke, gegen das die Meere keine Schutzwehr abgeben konnten, wie nur erst Cäsar den Britanniern

y) Nam cum diu æquo marte contenerent, jussuque Pompeii fusus a cornu erupisset equitatus: repente hinc signo dato Germanorum cohortes tantum in effusos equites fecere impetum, ut illi pedites, hi venire in equis viderentur. Hanc stragem fugientis equitatus, levis armaturæ ruina comitata est. Tunc terrore latius dato, turbantibus invicem copiis reliqua strages quasi una manu facta est. FLORUS *de gestis Rom.* L. 4. C. 2.

tanniern gezeigt hatte. Alles mußte jezt eine andre Gestalt gewinnen. Zuvor hatten die Deutschen den muthigen Entschluß gefaßt, selbst in Rom siegreich einzuziehen; Marius hat dieses Vorhaben vereitelt. Unter dem Cäsar suchten sie sich Meister von Gallien zu machen, und waren es auch schon größtentheils; Cäsar hat ihnen diese fette Beute wieder entrissen. Auch zu Anfang der Regierung des Augustus kamen noch einige deutsche Völker über den Rhein; sie wurden aber zurück gewiesen. Die Ubier, die sich der Sueven nicht mehr erwehren konnten, wurden mit ihrem guten Willen auf die gallische Seite des Rheins verpflanzt, wo sie den Römern nach ihrer gewohnten Politik, die immer dahin gieng, Uneinigkeiten unter den feindlichen Nationen zu erhalten, und sie durch einander selber aufzureiben, zur Vormauer gegen die andern Deutschen dienen mußten. Weil sich noch andere deutsche Nationen an dem nehmlichen Ufer des Rheins mit der Römer Vorwissen angebaut hatten: so nennte Augustus, als er eine Eintheilung von Gallien machte, die Gegenden an dem Rhein Germanien, welches nach dem Laufe des Flusses in das Obere (Germania prima) und das Untere (Germania secunda) abgetheilt wurde; ein ewiges Denkmal des römi-

schen Stolzes! Weil sie Germanien selbst nicht bezwingen konnten, verlegten sie den Namen davon, um Beherrscher von Germanien zu heissen.

Die **Sicambrer**, und ihre Nachbarn, die **Usipeter** und **Tenkterer**, waren die unruhigsten unter den Niederrheinischen deutschen Völkern. Bey einem Einfalle in die römischen Provinzen hatten sie das Glück, sich des **Adlers** der fünften Legion zu bemächtigen; eine Sache, die die Römer sich allezeit zum grossen Schimpf anrechneten, und mehr scheuten, als einen merklichen Verlust an Leuten. Sie zerstreuten nebst diesem die römische Reuterey, die ihnen entgegen geschickt wurde, und schlugen so gar den römischen General **M. Lollius** aus seinem verschanzten Lager heraus. Als aber **August** selbst nach Gallien kam, bathen sie um Friede, und erhielten ihn gegen Auslieferung einer gewissen Anzahl Geisseln. Kaum hatte sich August entfernt, als sie die alten Feindseligkeiten wieder anfiengen, ihre Geisseln im Stich liessen, und nach ihrer Gewohnheit über den Rhein giengen zu plündern. Allein, des August zurückgelassener Stiefsohn, **Drusus**, trieb sie zurück, und damit nicht zufrieden faßt der tapfere Jüngling den Entschluß, Germanien selbst zu einer

römischen Provinz, und dadurch allen Streifereyen auf ewig ein Ende zu machen.

Nun ändert sich die Scene. Die Deutschen, anstatt den Römern auswärts zu schaffen zu geben, müssen die ganze Last der römischen Waffen in ihren Heimathen ertragen. **Drusus** war eben fünf und zwanzig Jahre alt, voller Begierde seinen Namen zu verewigen, und mit dergleichen Heldenmuth ausgerüstet. Seine Natur begünstigte um so mehr sein Unternehmen, da es gleichsam nur eine Fortsetzung desjenigen war, was **Julius Cäsar**, der Stolz und das Muster seiner Familie, angefangen hatte. Zugleich diente es, die Aufmerksamkeit des römischen Volkes von den innern Angelegenheiten abzuziehen, und anderwärts zu beschäftigen, seinen Söhnen aber und sich Ehre, nebst dem Zutrauen der römischen Heere zu erwerben.

Drusus gieng *) in seinem ersten Feldzug oberhalb der Insel der Bataver über den Rhein, in das Land der Usipeter, und von dortaus in jenes der Sicambrer. Ob er damals schon die Markmänner angegriffen, und mit der von ihnen erhaltenen Beute jenen erhabenen Ort zum Anden-

*) A. V. C. 742.

denken seines Sieges gezieret, läßt sich nicht mit völliger Gewißheit sagen z).

Drusus begnügte sich noch nicht mit seinem ersten Glücke. Er wollte vielmehr den Deutschen noch empfindlichere Streiche versetzen. Einigen deutschen Provinzen war hart beyzukommen; überhaupt aber schwer, tief in Deutschland einzudringen, weil das Land schlecht angebaut, wenig oder gar keine gebahnte Strassen hatte, und die Wege durch die Waldungen wegen der darinnen verstekten Feinden allezeit gefährlich waren. Drusus baut daher eine Flotte auf dem Rhein, vereinigt durch einen Canal den Rhein

z) AEGIDIVS BRICHERIVS in seinem *Belgio Romano* p. 38. §. 8. hält dafür, dieser Hügel sey derjenige, wo dermalen das Schloß von Wirzburg steht. Allein, Drusus hätte erst den Mayn paßiren müssen, welches die römischen Scribenten nicht würden unterlassen haben anzumerken, indem sie selbst wohl wußten, daß die Flüsse fast der einzige Leitfaden in einem von Städten entblößten Lande waren, wodurch sie ihren Lesern die Lage der Sache vorstellen konnten. Damals war es auch nicht so leicht, Flüsse zu paßiren; und sollte wohl Drusus diese Mühe angewandt haben, um nichts anders zu thun, als auf einem Hügel Siegszeichen zu errichten? Dergleichen Hügel fand er gewiß auch diesseits des Flusses.

Rhein mit der Yssel, und seegelt in das deutsche Meer, wo noch kein Römer hingekommen, bemächtigt sich der dortigen Inseln, lenkt in die Ems ein, und kömmt den Brukterern, die an der Ems, Lippe und Roer wohnten, auf den Hals, da sie nicht die geringste Vermuthung davon hatten. Einmal war er aber auch mit seiner Flotte der grössesten Gefahr ausgesezt, indem ihn die Ebbe dergestalt übereilte, daß die Schiffe fast ganz im Trocknen sassen. Zum Glücke aber hatte er eine Menge Friesen bey sich, die des Landes kundig, und damals schon gute Seeleute waren, durch deren Bemühung er gerettet wurde. So mußten immer die Deutschen selber die Werkzeuge seyn, die Absichten ihrer Feinde zu befördern.

Der herannahende Winter nöthigte den Drusus zum Rükzug. Zuvor aber legte er erst an der Mündung der Ems ein Castell an, um den dortigen Nationen Schrecken einzujagen, und den römischen Flotten ein sicheres Einlauffen in die Ems zu verschaffen. Dieses Castell kündigte den Deutschen klar genug an, was die Römer mit ihnen vorhatten. Eine ihrer Hauptmaximen war, in Ländern, die keine Städte und Vestungen, hat-

ten, sogleich Castelle anzulegen. Sie dienten ihnen zur Sicherheit gegen die Anfälle ihrer Feinde; hingegen überfielen sie nach Belieben die Landeseinwohner, verheerten ihnen die Früchte, und plagten sie so viel und so lange, bis sie sich gutwillig unterwarfen. Endlich gewöhnten sich die Nachbarn von selbsten durch den Umgang mit den Soldaten an die römischen Sitten, Gebräuche, Sprache, Gesetze und Herrschaft. Wenn sie an einem Orte sicher waren, rückten sie weiter mit ihren Castellen; bauten sie tiefer in des Feindes Land; und zulezt ward es damit angefüllt, und befand sich in dieser mächtigen Räuber Händen, ohne zu wissen, wie ihm geschehen war a).

Drusus fieng den Krieg mit dem nächsten Frühjahr wieder an. Dißmal aber richtete er seinen Marsch gerade zu gegen die Weser, und drang auch glücklich durch bis an diesen Fluß, den er gern vollends paßirt hätte, wenn ihn nicht der Abgang an Lebensmitteln, der herannahende Winter, und ein sich von Ohngefehr in dem Lager niederlassender Bienenschwarm, der für eine üble Vorbedeutung gehalten wurde, zum Rückweg genöthigt hätten. So viel vermag der Aberglaube, daß das Volk, das alle seine Nachbarn zittern mach-

a) Siehe unter andern des TAC TUS *Agricola*.

machte, sich vor einem Haufen Insekten fürchtete! Fast wäre auch die vermeynte Vorbedeutung erfüllt worden. Die Deutschen hatten indessen alle Posten besezt, die die Römer auf dem Rükzug paßiren mußten. Wo diese nur immer hinkamen, wurden sie entweder öffentlich oder durch Hinterhalte angegriffen. Einmal waren sie dergestalt eingeschlossen, daß alles verlohren schien. Nur allein die unbesonnene Verwegenheit ihrer Gegner konnte sie retten. Diese glaubten den Sieg so gewiß in Händen zu haben, daß sie schon die Beute theilten. Die Cherusker wollten die Pferde haben, die Sueven das Gold und Silber, die Sicambrer die Gefangenen. Ihre Verachtung gegen die Feinde gieng so weit, daß ein jeder ohne Ordnung, und wie es ihm in den Sinn kam, dieselben anfiel. Die Römer aber hatten den Muth noch nicht ganz sinken lassen. Sie trieben vielmehr die auf sie zu verwegen losstürmenden Deutschen mit solcher Herzhaftigkeit zurück, daß sie sich nicht mehr getrauten sich in der Nähe zu zeigen, sondern nur von Ferne folgten. Als Drusus in offene Gegenden gekommen, verachtete er auch seiner Seits die Feinde, und ehe er noch den deutschen Boden verließ, baute er seiner Gewohnheit nach zwey Castelle, eines an dem Zusammenflusse der

Lippe und Lise (bey Lisborn), das andere in Hessen auf dem Gebirge Taunus, (auf der sogenannten Höhe bey Idstein).

Wie dieser Feldzug, eben so sahen auch die meisten folgenden aus. Man darf sich nicht irre machen lassen, wenn die Römer vieles von ihrem Eindringen, und ihren Eroberungen in Deutschland vorbringen. Die Deutschen zogen sich meistens mit Fleiß zurücke, und gaben alles Preis, weil sie wenig zu verlieren hatten. So bald sie aber glaubten, daß sich der Feind aufgezehret, oder, so bald er den Rückmarsch antrat: fielen sie aus ihren Waldungen und Gebirgen um so heftiger heraus. Ueberhaupt aber war es ein mißliches Kriegführen in Deutschland. Spanien, welches weder Städte noch Vestungen hatte, kostete den Römern zwanzig Jahre, bis es gänzlich überwunden worden; da sie hingegen mit dem mit Städten angefüllten Gallien in einigen Jahren fertig geworden. Eben diesem Umstande hat es auch Deutschland grossen Theils zu danken, daß es nie ganz ist überwunden worden.

Drusus ließ sich durch die bisherigen Schwierigkeiten nicht von seinem Vorsatz abschrecken. Er machte vielmehr neue Versuche, um denselben auszuführen. Sein lezter Feldzug aber ist der merk-

merkwürdigste, indem er durch Hessen längst des Buchwaldes bis an die Weser, und endlich gar bis an die Elbe vordrang. Nachdem er aber einige Siegeszeichen an derselben errichtet, gieng er wieder zurück, und dießmal mußte ein Wunder seinen Rückzug beschönigen. Ein Weib grösser als ein Mensch soll ihm entgegen gekommen seyn, und ihn mit den Worten angeredet haben: **Wohin willst du endlich, Drusus, mit deiner unersättlichen Begierde? Dein Schicksal erlaubt dir nicht dergleichen Dinge zu sehen. Das Ende deiner Thaten und deines Lebens ist wirklich vorhanden** b). Es kann seyn, daß ein deutsches Weib, welches sich ohnehin mit Wahrsagen abgab, von ihren Landsleuten dazu unterrichtet worden, welches ein Meisterstreich wäre, wenn die deutsche Einfalt den römischen Verstand und Hochmuth auf solche Art besiegt hätte; oder daß Drusus nur diesen Vorwand gebraucht, um mit Ehren seinen Rückzug nehmen zu können; wenigstens berichtet uns Strabo, daß August selbst befohlen nicht über die Elbe zu gehen,

b) Quo pergis, Druse, cupide et inexplebilis? Non enim potes hæc omnia ex fatis videre; quam ob rem recede, nam tibi jam adest exitus vitæ et rerum tuarum omnium. DIO. *L.* 55.

gehen, um die dortigen Völker, die sich bisher ruhig gehalten, nicht gegen die Römer aufzubringen; oder es ist das Ganze eine erst nach der Hand gemachte Erdichtung: denn es war nun einmal zu Rom Mode, daß nichts Wichtiges ohne vorhergehende Zeichen und Ahndungen geschehen durfte. Ihre grösten Geschichtschreiber wimmeln davon, und aus ihrem Vortrag merkt man genug, daß dergleichen Dinge von ihnen sind geglaubt worden. So viel ist gewiß, daß Drusus auf dem Rückmarsch mit dem Pferde stürzte, und dreyßig Tage hernach den Geist, zum größten Leidwesen des römischen Heers aufgab.

Deutschland konnte um so vergnügter seyn, indem es durch diesen Tod von seinem gefährlichsten Feind, den es jemals gehabt, ist befreyet worden. Der durch seinen Vater unterstüzte feurige Jüngling würde vermuthlich nicht eher sein Vorhaben aufgegeben haben, als bis er das zwischen dem Rhein und der Elbe gelegene Deutschland den Römern würde unterwürfig gemacht haben. Es war allemal viel, was Drusus gethan. Mit einem Heere von dem Rhein bis an die Elbe, durch ein Land, wie Deutschland damals war, marschieren, erfoderte Muth, Vorsicht und Standhaftigkeit. Mit allem dem aber

war wenig ausgerichtet. Länder ohne Städte und Vestungen werden bald erobert, und eben so bald wieder verlohren. Drusus machte seine Plane zu groß. Wenn er von einer Nation nicht eher zur andern gerükt wäre, als bis er sich vest gesetzt, und gleichwol seine Castelle hätte angebracht, so würde er mehr Vortheil davon gehabt haben. Allein, es klang doch wenigstens schön, einige hundert Meilen tief in des Feindes Land gedrungen zu seyn. Der unerfahrne Römer erstaunte hierüber, und der Deutsche erschrak anfangs, und erholte sich wieder.

Sonst hat Deutschland von keinem Römer solche Denkmäler aufzuweisen, als von dem Drusus. Florus berichtet von ihm, daß er bis fünfzig Castelle hin und wieder angelegt, woraus meistens Städte, oder nahmhafte Orte geworden sind c). Von denen am Rhein ist das alte Moguntiacum (Maynz) besonders merkwürdig. Er legte auch Brücken an, eine zu Bonn die andre zu Maynz. Der Maynz gegen über gelegene Ort Cassel war ein zu Bedeckung der zur Brücke angelegtes Castell. Von dieser Zeit an hatten auch die Römer ihre Flotten auf den nahmhaften Flüs-sen,

c) L. 4. C. ultimo.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

sen, besonders dem Rhein, und die Schiffe, die in ihren Geschichten und Gesetzen Lusoriæ genennt werden, welche zum Kreuzen auf den Flüssen gebraucht wurden: theils, alles zu beobachten, was an dem feindlichen Ufer geschah, theils den Uebergang der Feinde zu verhindern, um allezeit Meister von diesem Flusse zu bleiben. Nichts aber ist grösser, als die sogenannte Fossa Drusiana, wodurch er die Yssel mit dem Rhein vereinigt. Hingegen hat ihm auch sein Stiefvater ein prächtiges Monument zu Maynz errichten lassen, dessen Ueberbleibsel noch vorhanden sind.

Nach dem Tode des Drusus übernahm dessen Bruder Tiberius das Commando *). Gleichwie er aber von Jugend auf die Kunst sich zu verstellen; Leute zu gewinnen und zu hintergehen besser gelernt hatte, als Krieg zu führen: so brachte er es durch seine Unterhandlungen dahin, daß sich die meisten Deutschen Völker zwischen dem Rhein und der Elbe, und unter andern auch die Sicambrer, an die Römer ergaben, und ihnen fast wie eine römische Provinz gehorchten. Den Sicambrern half ihre Ergebung wenig. Denn Tiber versezte bis vierzig tausend derselben nach Gallien, um den bisherigen Unruhen

*) 746.

Bayerische Staatsbibliothek München

ruken vorzubeugen; worüber ihre Häupter so entrüstet wurden, daß sie sich eher das Leben nahmen, als auf eine so schimpfliche Art ihr Vaterland verliessen. Das Völkerpflanzen, so hart es auch ist, ward jezt Mode bey den Römern, da ihre Macht am höchsten stund ein sicheres Anzeigen, daß sich das Reich wegen seiner Grösse selbst zur Last ward, und nicht Kräfte genug in sich fühlte, alle Untergebenen im Zaum zu halten. Aelius Catus versetzte um diese Zeit fünfzig tausend Geten, die über der Donau gewohnt hatten, nach Thracien d); Terentius Varro verkaufte alle junge Leute der Salasser, eines Volkes so in den Alpen wohnte, nur damit sie aus dem Lande kämen e). Der nehmliche Tiberius, der den Sicambrern so hart begegnet war, führte den größten Theil der Rhatier weg, aus der einzigen Ursache, weil die Nation volkreich und kriegerisch war f).

Das Schicksal der Sicambrer zog noch andere wichtige Folgen nach sich. Die Markmänner, eines der mächtigsten deutschen Völker, entschlossen sich, auf Anrathen ihres Königs Marbod,

d) STRABO *L.* 7.

e) DIO L. 53.

f) STRABO L. 4.

bod, dasjenige freywillig zu thun, was die Sicambrer gezwungener Weise gethan, um sich der gefährlichen römischen Nachbarschaft zu entziehen. Dieser Marbod (Maroboduus) hatte seine Jugend zu Rom zugebracht, und daselbst die Römer sowohl, als ihre Kriegskunst kennen gelernt. Nach seiner Rükkunft suchte er sein Volk auf einen andern Fuß zu setzen. Vor allem aber beredete er es, mehrerer Sicherheit wegen, sich in das Innere von Deutschland zu begeben. Er eroberte allda Böhmen, und unterwarf sich auch entweder durch Krieg, oder freywillige Bedingungen die benachbarten Völker, wodurch er endlich in den Stand gesezt wurde, ein beständiges Heer von siebenzig bis achtzig tausend Mann auf den Beinen zu halten. Die Römer grief er zwar nicht öffentlich an; doch ließ er zur Genüge merken, daß es ihm weder an Muth noch an Kräften fehle, wenn sie etwas Feindliches gegen ihn unternehmen sollten. Tiber selbst sagte öffentlich vor dem Rath zu Rom, daß weder Philippus den Atheniensern, noch Pyrrhus und Antiochus dem römischen Volk so furchtbar gewesen g).

Nach diesen großen Veränderungen war übrigens alles ruhig in Deutschland. Einige nicht sonder-

g) TACITUS, Annal. L. 2. c. 63.

derlich wichtige Empörungen wurden von dem Tiber bald gestillt. Die Römer nahmen sogar ihre Quartiere an dem Ort, wo die Lippe entspringt, ein starker Schritt, ihr Vorhaben zu Ende zu bringen. Aus ihren Lagern wurden bald Vestungen und wohnbare Oerter, und aus diesen Hauptstädte der eroberten Provinzen. Nur war der einzige Marbod ihnen noch ein Dorn in den Augen, dessen sie sich auf alle Weise zu entledigen suchten. Dem Tiber wurde der Auftrag dazu gemacht, und ihm zu diesem Ende zwölf Legionen beygegeben. Wir finden in der ganzen römischen Geschichte kein Beyspiel von einem solchen Heere. Sentius Saturninus sollte einen Theil über den Harzwald gegen den Marbod führen, mit andern sollte Tiber selbst von Pannonien aus auf denselben losgehen. Alle Nationen, groß und klein, was über den Alpen lag, wurden durch die grossen Zurüstungen aufmerksam gemacht, und berechneten in der Stille, was sie Gutes oder Böses von dem glücklichen und unglücklichen Erfolg zu gewarten hatten. Die Pannonier und Dalmatier besonders glaubten, die Römer würden so viel zu thun finden, daß sie lange Zeit mehr keine römischen Adler würden zu sehen bekommen, und daß nun der rechte Zeitpunkt vorhanden sey, sich

in Freyheit zu setzen. Sie schlugen aber zu bald los, ehe noch die Feindseligkeiten angefangen waren. Tiber, sobald er Nachricht davon erhalten, setzte sich so gar mit dem Marbod, als er konnte, gieng zurück, und dämpfte die Empörung, ehe sie noch weiter um sich greifen konnte. Zum Glük war alles wieder beruhigt, als die Zeitung von der erschreklichen Niederlage des Quinctilius Varus vom Niederrhein her einlief.

Dieser Quinctilius Varus *), aus einer nicht sowohl edeln als angesehenen römischen Familie entsprossen, ein Mann von einer gelassenen und ruhigen Gemüthsart, ohne Feuer, und mehr zum Frieden als Krieg gebohren, führte in Abwesenheit des Tibers das Commando über die niederrheinische Armee. Die römischen Geschichtschreiber werfen ihm theils den Geiz, theils die Grausamkeit und Unzucht vor h). Allein, Varus war unglüklich, und dieses muß uns schon mißtrauisch auf ihre Erzählung machen i).

Als

*) A. C. 9.

h) VELLEIUS PATERCULUS L. 2. c. 117. FLORUS L. 4. C. 12.

i) Wir haben eine Ode des Horaz, die an ihn gerichtet ist; und obschon das Lob eines Poeten eben keine

Als Varus in Deutschland ankam, traf er alles in solcher Ruhe an, daß er sich beygehen ließ, es sey jetzt Zeit, die römische Gerichtsordnung und Gesetze einzuführen; diese würde das beste Mittel seyn die Deutschen im Zaum zu erhalten, und zugleich ihren wilden und kriegerischen Charakter sanfter, zu machen; das übrige würde sich von selbsten geben. Er machte auch den Anfang dazu, saß selber zu Gerichte, verhörte Parteyen, sprach Urtheile, und hofte dasjenige in kurzer Zeit zu Stande zu bringen, wozu nach ihm kaum sechszehn Jahrhundert erklecklich waren. Die Deutschen, denen alles dieses das unbekannteste Ding von der Welt war, liessen sich dem Anschein nach sein Vertragen ungemein gefallen, dankten ihm für die Sorgfalt, rühmten seine Gerechtigkeitliebe, und kamen häufig vor Gericht, ihre Klagen anzubringen, so daß Varus sich endlich nicht anders verhielt, als wenn er mitten in Rom als Prätor, nicht in einem feindlichen, noch nicht ganz bezwungenen Lande, die Justitz verwaltete.

ne sonderliche Probe ist, so zeigt es uns doch so viel, daß Varus mit den größten Genies von Rom in einiger Verbindung und Umgang gestanden. Wenn Armin nicht gewesen wäre, würde Varus für einen der größten Männer Roms paßiren.

So ruhig aber alles von aussen schien, so schwierig waren die Gemüther von innen. Nichts konnten sie weniger verdauen, als die römischen Ruthen und Beile, da sie die körperlichen Strafen als das Zeichen der äussersten Knechtschaft ansahen, und nur ihren Göttern das Recht einräumten dergleichen zu verhängen. In kurzem ward die Gährung allgemein. Zum Ausbruch derselben fehlte nur ein entschlossener Anführer. Aber auch dieser stellte sich bald dar. Arminius, der Cheruskischen Fürsten Sigimer Sohn, der lange Zeit in römischen Diensten gestanden, und durch sein Wohlverhalten das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde erhalten hatte, faßte den Entschluß, sein Volk zu rächen, wozu ihm die Sorglosigkeit des Varus eine bequeme Gelegenheit darbot.

Zuerst vertraut er sich einigen wenigen, hernach mehrern an. Alle heissen sein Unternehmen gut, und beschliessen einmüthig den Varus zu überfallen, und, wo möglich mit seinem ganzen Heere zu vertilgen; nur mußte er erst geschwächt, und seine Kräfte zertheilt werden. Ein jeder von den Vornehmsten bat sich daher unter allerhand Vorwänden römische Bedeckungen aus, welche Varus um so williger gab, weil der dadurch der

Für-

Fürsten selber gesichert zu seyn glaubte. Auch war ihnen der Posten, wo sich Varus aufhielt, für einen Ueberfall nicht schicklich genug. Einige mußten daher in der Ferne Feindseligkeiten anfangen, um den Varus dahin zu locken; die andern geben ihm Nachricht davon, und rathen dahin zu ziehen, um die Empörung in der Geburt zu dämpfen, sie selbst wollten ihm mit allen den Ihrigen folgen. Varus läßt sich den Rath gefallen, und macht Anstalten zum Aufbruch. Des Arminius eigener Schwiegervater Segest, dessen Tochter der tapfere Jüngling wider seinen Willen entführt hatte, entdeckt ihm zwar das Geheimniß; allein, Varus kann sich nicht überzeugen, daß die Deutschen etwas dergleichen im Sinne hätten, oder fähig wären, die Verstellung so weit zu treiben. Segest bittet ihn noch einmal bey dem letzten Gastmahl, zu welchem Varus die Vornehmsten geladen hatte, ihn sowohl als den Arminius mit den übrigen Verschwornen vest zu halten; der Pöbel würde nichts ohne den Fürsten unternehmen. Varus glaubt noch nichts, und bricht mit seinem Heer auf. Die Fürsten beurlaubten sich von ihm, mit Versprechen bald zu folgen. Sie halten es auch; aber in andern Absichten. So bald sie zu Hause angelangt, wird

die Maske abgelegt, und der Anfang zu den Feindseligkeiten mit der Ermordung der römischen Bedeckungen, die sie zuvor von dem Varus erhalten, gemacht. Dann eilen sie dem Varus nach, und holen ihn im Teutoburgerwald (im Paderbornischen) ein, da er eben in den mißlichsten Umständen sich befand. Auf allen Seiten waren Berge mit engen Thälern, ungeheure und dicht aufeinander stehende Bäume, nirgends ein gebahnter Weg. Varus mußte erst die Bäume umhauen lassen, Brücken schlagen, Moräste und Gräben ausfüllen, wodurch die Soldaten ausserordentlich ermüdet wurden. Wagen, Lastthiere und Soldaten marschirten untereinander, weil man sich mitten im Frieden zu seyn glaubte. Aus der nämlichen Ursache war der Troß ungewöhnlich groß. Das Schlimmste war ein starker Regen mit Wind, der den Boden schlüpfrig, und alle Tritte unsicher machte. Alles schien sich zu dem Untergang der Römer vereinigt zu haben. Und in diesen Umständen erschienen noch die Deutschen, von denen sie Hülfe erwarteten, zum grösten Schrecken und Verwunderung der Römer als ihre ärgsten Feinde. Weil sie die Gegend, und Wege durch die Waldungen wohl kannten, so waren die Römer bald auf allen Seiten von ihnen umringet. Der

erste

erste Angriff geschah nur von Ferne, um die Kräfte und den Muth der Feinde zu versuchen. Da sie wenig Widerstand fanden, näherten sie sich, und verdoppelten den Angriff. Der zerstreute und abgemattete römische Soldat konnte sich nicht in Ordnung stellen, in der er zu fechten gewohnt war. Er wehrte sich jedoch, so gut er konnte, nicht um zu siegen, sondern nur auf offene Wege zu kommen. Der Marsch ward, unerachtet der beständigen Anfälle, vestgesetzt, und endlich trift die Armee einen Platz an, wo ein Lager geschlagen werden konnte.

So ermüdet alles war, bietet doch jeder seine letzten Kräfte auf, um die gewohnten Verschanzungen herzustellen, damit nur eine Nacht, vielleicht die letzte, ruhig könnte zugebracht werden. Des andern Tags geht der Marsch weiter. Alles, was nicht vom Gepäcke höchst nöthig war, wird verbrannt, oder im Stich gelassen. Die Deutschen finden sich wieder ein, und fallen von allen Seiten an. Doch jetzt können sich die Römer, nachdem sie ihr Gepäcke von sich geschaft, ordentlicher halten. Nach überstandenen unsäglichen Beschwernissen kommen sie sogar aufs freye Feld. Allein, hier war noch kein Bleiben für sie.

Ent-

Entweder mußten sie sich dem Rhein nähern, oder doch solchen Provinzen, wo sie noch auf einige Freundschaft zählen konnten. Sie waren also gezwungen den Marsch fortzusetzen, und nun kommen sie wieder in einen Wald. Die Deutschen erscheinen, wie gewöhnlich. Durch den bisherigen glüklichen Erfolg angefrischt, greifen sie heftiger an als jemals. Die Römer suchen sich zwar auch zur Wehre zu stellen; allein, wegen der Enge des Plazes und der vielen Bäume, hindert nur einer den andern. Am folgenden Tag ward noch darzu der Regen und Wind so heftig, daß sie weder fest stehen noch fortschreiten konnten, und nicht einmal das Vergnügen hatten, als tapfere Männer mit den Waffen in der Hand zu sterben, indem ihnen die Nässe ihre Pfeile und Bogen, Wurfspieße und Schilde unbrauchbar machten.

In solchen Umständen erschien die Nacht, und sie suchten sich noch einmal zu verschanzen. Allein, sie konnten, wegen der heftigen Anfälle der Deutschen, die Verschanzungen nicht ganz zu Stande bringen. Da Himmel und Erde ihnen entgegen, und nirgends nur von weitem einige Hülfe zu hoffen war, so ließ auch der Tapferste den Muth sinken. Varus selbst, nachdem er einige Wunden

empfangen, fällt in sein Schwert, um nicht lebendig in die Hände der Feinde zu gerathen. Einige folgen seinem Beispiele; andere werfen die Waffen von sich, und lassen sich wie das Vieh niedersäbeln; andere bitten um Gnade, und wenige erhalten sie. Andere, da der begierige Deutsche anfängt zu plündern, ersehen die Gelegenheit und ergreifen die Flucht. Und auf solche Art wird das schönste und tapferste unter allen römischen Heeren zu Grund gerichtet. Einige von den fürnehmsten Gefangenen werden den Göttern geschlachtet, des Varus Haupt aber wird dem König Marbod zum Geschenk überschikt. Marbod übersendete es dem August, und August stellte es des Varus Anverwandten zu. Von den Gefangenen wurden mit der Zeit viele von ihren Anverwandten losgekauft; andere aber mußten es sich gefallen lassen und unter diesen mancher edle Römer, der weiß nicht wie viel Triumphe und Consulata seiner Voraltern im Kopf hatte, den Deutschen ihre Schweine und Ochsen zu hüten. Niemand aber war schlimmer daran, als die Advokaten, die bey des Varus Richterstuhl sich hatten brauchen lassen. Dem einen wurden die Augen ausgerissen, dem andern die Hände abgehauen, noch einem andern die Zunge aus dem

Halse

Halse geschnitten, mit dem Zurufen: Höre nun auf zu zischen, Natter!

Diesem Sieg hat Deutschland, nach dem eigenen Geständnisse der Römer, seine Freyheit zu danken: wir aber in den spätesten Zeiten, daß wir noch Deutsche sind, und vielleicht, daß noch deutsch auf der Welt geredet wird. Die Römer wußten es allemal in den eroberten Provinzen, deren Sprache sie nicht selber lernen mochten, dahin zu bringen, daß die Innwohner nach und nach die römische Sprache lernten, und die ihrige ausser Gang kommen liessen. Auf solche Art sind von der alten punischen, spanischen, gallischen, britannischen kaum noch geringe Spuren übrig. Ohne Zweifel würde es mit Deutschland eben so gegangen seyn; und diese Folgen sind indessen wichtig genug für uns. Eine Nation kann immer gleichgültig seyn in Ansehung der Siege ihrer ersten Helden, wenn sie keinen Einfluß mehr auf sie haben.

Sonst hätten die Deutschen noch ungleich grössern Vortheil aus ihrem Sieg ziehen können, wenn sie die erste Bestürzung der Römer sich zu Nutzen zu machen gewußt hätten. Rom zitterte, und glaubte den Feind schon vor seinen Thoren zu sehen. August war untröstlich, und that die nehmlichen

chen Gelübde, die man zu Zeiten des Cymbrischen und Marsischen Kriegs dem Jupiter gelobet hatte. Einige Monate lang ließ er Bart und Haare wachsen, und rief öfters mit größtem Unmuth: *Quinctili Vare, legiones redde.* Man schafte gleich alle Deutschen aus der Stadt; sogar die deutsche Leibwache wurde übers Meer auf die Inseln gebracht, damit sie keinen Aufstand erregen könnte. Alles, was unter fünf und dreyßig Jahren war, sollte die Waffen tragen, und nach Deutschland gehen. Allein, hier sah man das erstemal, wie sehr die Römer ausgeartet waren. Sie hatten so fürchterliche Begriffe von den Deutschen, und so wenig Lust zum Fechten, daß August endlich, um sie zu zwingen, den zehnten, auf den das Loos fiel, seiner Güter beraubte, und ihn als ehrlos erklärte. Als aber auch dieses nichts half, ließ er sogar einige hinrichten. Mit denen, welche man mit harter Mühe zusammen brachte, mußte Tiber eilends nach Deutschland aufbrechen.

Als Tiber an den Rhein kam, traf er alles in Ruhe an, indem die Deutschen nicht gesonnen waren Eroberungen zu machen, sondern sich damit begnügten, daß sie sich in Freyheit gesezt. Er machte zwar Mine sie anzugreiffen; doch gieng er nicht tief ins Land, sondern nachdem er einige

Gegen-

Gegenden verwüstet, wieder zurück. Er behielt noch einige Zeit das Commando, ohne aber etwas Wichtiges zu unternehmen; entweder daß er seine Ehre nicht wagen wollte, oder daß er glaubte mit den Deutschen wäre besser auszukommen durch Unterhandlungen, als durch die Waffen, wie er sich öfters hierüber erklärte. Hingegen dachte sein Nachfolger Germanicus, des Drusus Sohn, ganz anders. Dieser nahm das ganze System seines Vaters an, und es fehlte wenig, daß er es nicht ausgeführt hätte. Eben so tapfer als er und eben so beliebt bey den Kriegsheeren, glaubte er sich und seines Vaters Ehre kein herrlichers Denkmal stiften zu können, als wenn er Deutschland zur römischen Provinz machte.

Nach dem Tode August brach eine gefährliche Gährung unter den römischen Legionen am Nieder- und Oberrhein aus. Germanicus stillte sie mit eben so vieler Klugheit, als Gegenwart des Geistes, und nahm daher noch mehr Anlaß die Deutschen mit Krieg zu überziehen, theils die unruhigen Gemüther durch eine ernsthafte Beschäftigung zu zerstreuen, theils diejenigen, welche er wegen ihres Verbrechens hätte strafen müssen, Gelegenheit zu geben, ihre Ehre durch tapferes Verhalten gegen die Feinde wieder zu erhalten.

In seinen Feldzügen hatte Germanicus fast das Glück, und das Unglück seines Vaters. Gleich in dem ersten drang er tief in Deutschland ein, überfiel die Marsen, die eben ein grosses Fest hatten, und verheerete alles rings herum bis auf fünfzig römische Meilen. Die Deutschen folgten ihrem alten Gebrauch, und suchten erst bey dem Rückzug den Feinden Abbruch zu thun. Doch Germanicus marschirte mit so vieler Vorsicht und Behutsamkeit, daß er glücklich über den Rhein zurück kam *). Im andern gieng er auf die Chatten los. Cäcinna mußte zur nehmlichen Zeit die Völker am Niederrhein angreifen, damit sie den Chatten nicht zu Hülfe kommen könnten. Was sich von den Chatten nicht mit der Flucht rettete, wurde, nach dem Bericht der Römer, entweder getödtet, oder gefangen, und ihre Hauptstadt Mattium, nebst den umliegenden Gegenden, verheeret; hingegen das von seinem Vater auf dem Gebirge Taunus angelegte Castell wieder hergestellt. Germanicus war eben auf dem Rückmarsch begriffen, als eine Gesandschaft von dem Cherusker Fürsten Segest, der gegen den Arminius und die übrigen deutschen Fürsten Hülfe suchte, bey ihm ankam. Er glaubte, es

*) A. C. 15.

es sey unanständig für die römische Grösse, den Segest hülflos zu lassen, der unter andern Gründen den römischen Beystand als einen Lohn seiner Verrätherey, und des dem Varus entdeckten Vorhabens der Deutschen verlangte. Germanicus eilt dahin, treibt die Fürsten, die ihn belagerten, aus einander, befreyt den Segest, und bekommt unter den Gefangenen auch des Arminius schwangere Gemahlinn, die mit ihren Blicken genug verrieth, daß sie eher die patriotischen Gesinnungen ihres Gemahls, als ihres Vaters hegte. Sie wurde nach Italien gebracht, und mußte den über die Deutschen zu Rom gehaltenen Triumph des Germanicus zieren. Tacitus verspricht uns auch noch etwas von den Schicksalen ihres in der Gefangenschaft gebohrnen Sohnes zu erzählen; allein, seine Bücher, worinnen es geschehen, sind verlohren gegangen. Nichts aber freute die Römer mehr, als einige Stücke von der Varianischen Beute, die dem Segest zu Theil geworden, und nun von demselben den Römern wieder ausgeliefert wurden.

Arminius ließ sich durch den Verlust seiner Gemahlinn von der Vertheidigung seines Vatervaterlandes nicht abhalten. Er rückte es vielmehr den Römern als eine Niederträchtigkeit vor, daß

sie

sie sich an Weibern rächen wollten; und ermunterte seine Landsleute, gegen solche Helden um so tapferer zu fechten, die mit der Gefangennehmung eines Weibes so groß thäten. Germanicus sparte auch seiner Seits nichts, um die Deutschen mit Nachdruck anzugreifen. Damit er aber die Unbequemlichkeiten des Marsches vermiede, und den Deutschen unversehens auf den Nacken käme, führte er nach dem Beyspiel seines Vaters einen Theil seiner Truppen zur See in die Ems, den andern ließ er zu Lande dahin marschiren, und drang vor bis an die Lippe, und in die Gegenden, wo Varus geschlagen worden. Das ganze römische Heer ward von den traurigen Ueberbleibseln dieser grossen Niederlage äusserst gerührt. Jeder suchte sich mit Hülfe der noch vorhandenen Erzählungen und der Einbildungskraft einen so lebhaften Begriff davon zu machen als möglich. Einer wollte dieses, der andere jenes gefunden haben, wo die Armee das lezte Nachtlager gehalten, wo sie sich ergeben, den Ort sogar, wo sich Varus umgebracht, und dergleichen. Besonders aber sahen die Römer die noch in den Hainen stehenden Altäre mit Schauer an, wo ihre Tribunen und Centurionen den Geist hatten aufgeben müssen.

Germanicus ließ die hin- und wieder zerstreuten Gebeine sammeln, und that ihnen nach römischem Brauch die lezte Ehre an. Nachdem seine Soldaten ihren traurigen Fürwiz gesättigt, und aufs neue zur Nachbegierde sich entflammt hatten: suchte er den Arminius auf, und lieferte ihm ein Treffen, welches aber dergestalt ausfiel, daß jeder Theil sich den Sieg zuschrieb k). So viel ist gewiß, daß Germanicus bald darauf den Rückzug nach der See nahm, und sich mit seinen Legionen einschifte. Zwo Legionen ließ er am Ufer marschiren; sie wurden aber einmal vom Wasser so umringt, daß sie bald bis an die Brust, und bald bis an den Mund darinnen fortwaten mußten. Eine Menge von Pferden und Menschen gieng zu Grunde, bis sie endlich die Höhe gewannen, und von dem Germanicus in die Schiffe genommen werden konnten. Dem Cäcinna, der zu Lande mit dem übrigen Heer den Rückweg nahm, gieng es noch schlimmer. Fast hätte er das Schiksal des Varus gehabt, so sehr kam er aller Orten ins Gedränge. Einmal mußte er bey einem entstandenen falschen Lärmen sich lang hingestrekt unter das Thor des

k) Manibus æquis abscessum, sagt TACITUS selbst L. 1. Annal. C. 63.

des Lagers legen, damit seine Soldaten nicht davon liefen.

Durch diese, obwohl kühnen, Feldzüge des Germanicus war noch immer nichts in der Hauptsache ausgerichtet. Der größte Sieg der Römer bestund allemal darinnen, daß sie nur noch mit der Haut vom deutschen Boden zurückkamen. Doch brachten sie dem Germanicus grossen Ruhm von Seiten des Volkes, und eben so grossen Neid von Seiten des Tiberius, der nun auf nichts dachte, als den jungen Helden in seiner Laufbahn zu hemmen, und ihn in Gegenden zu versetzen, die unfruchtbar an Lorbeeren, hingegen um so bequemer waren, den tapfern Jüngling seiner Eifersucht aufzuopfern. Germanicus merkte die Ränke seines Oheims; anstatt aber, daß er dadurch von fernern Unternehmungen wäre abgeschreckt worden, wollte er noch den lezten Versuch mit verdoppelten Kräften wagen, um, wo es immer möglich seyn würde, sein Vorhaben, noch ehe er Deutschland verließ, durchzusetzen. Er ließ daher bis tausend Schiffe bauen, um das ganze Heer mit mehrerer Geschwindigkeit an Ort und Stelle zu bringen. Dieses geschah, da er schon den Befehl in der Tasche hatte, nach Rom zu kommen. Der darauf erfolgte Feldzug war der blu-

tigste zwischen den Römern und Deutschen. Die von dem Arminius commandirten Deutschen mußten in zweyen Treffen das Feld räumen. Sie und ihre Feldherren thaten zwar alles, was man von tapfern Leuten fodern konnte; allein, die Ungleichheit der Waffen, die bessere Kriegszucht entschieden endlich zum Vortheil der Römer. Dem ungeachtet aber konnten diese noch immer keinen vesten Fuß in Deutschland setzen. Sie getrauten sich nicht einmal den Rückzug zu Lande zu nehmen. Germanicus schiffte die ganze Armee ein; und hier that der Himmel, was die Deutschen nicht ausrichten konnten. Die Flotte war auf dem Punkt, durch einen heftigen Sturm mit der ganzen Armee zernichtet zu werden. Die Schiffe waren ganz aus einander geschlagen; die des Deutschen Meers unkundigen Schiffleute konnten nichts anders, als sich den Winden und Wellen überlassen, niemand wußte mehr von dem andern, als endlich die Stürme sich legten, und die Schiffe, die nicht von dem Meer verschlungen waren, nach und nach in sehr elendem Zustande das Ufer erreichten. Germanicus wollte sich aus Verzweiflung das Leben nehmen, so sehr schmerzte ihn der Verlust so vieler tapfrer Männer. Und nun war er doppelt schuldig vor den Augen des

Tiber,

Tiber, der ihm mit Recht beykommen konnte, wenn er wollte. Allein, der schlaue Kaiser, dem das Unglück des Germanicus besser gefiel, als dessein Glück, sah sich durch alles gerochen, was den Germanicus in den Augen des Volkes verkleinern konnte, und war einer der ersten, der ihn tröstete; er sollte nur seine Rückreise beschleunigen, schrieb er ihm, die Ehre der Römer sey hergestellt, und das Beste sey, daß man die Deutschen ihren innern Uneinigkeiten überlasse, wodurch sie sich unter einander selbst aufreiben würden.

Sonst wurde das System des Tiber auch in den folgenden Zeiten meistens beybehalten. Für einen Feind ist es freylich ein angenehmes Spectakel, wenn er nur einen Zuschauer abgeben darf, da sich seine Gegner die Hälse brechen. Allein, die innerlichen Kriege erhalten auch Muth und Tapferkeit unter einem Volke, und über kurz oder lang ist doch zu besorgen, daß sich die verschiedenen Parteyen gegen einen dritten vereinigen, und sich für den Schaden bezahlt machen, den sie sich unter einander zugefügt. Der Kaiser Claudius that noch mehr. Die Römer hatten noch immer diesseits des Rheins ihre durch Wälle, Gräben, Pallisaden, Castelle und andere Verschanzungen befestigte Grenzen, auf die Art, wie man

in unsern Zeiten die Linien angeleget hat. Diese Grenzen befahl er zu verlassen, und zog alle Besatzungen hinter den Rhein zurück, der nun als die Schutzwehre gegen die Deutschen dienen sollte. So unerfahren die Deutschen in Staatssachen waren, mußten sie doch bald daraus abnehmen, daß man römischer Seits die Gedanken habe fahren lassen, Deutschland zu überwältigen; ein gefährliches Geständniß bey einem solchen Nachbar, der fest entschlossen ist, die Waffen nie aus den Händen zu legen, woraus nothwendig folget, entweder ihn zu überwinden, oder von ihm überwunden zu werden! Da die Römer selbst auf das erste Verzicht thaten, so entschlossen sie sich schon stillschweigend zu dem zweyten. Der dem Kaiser Claudius an Tapferkeit und Einsicht weit überlegene Trajan suchte deßwegen die Grenzen, wenigstens am Oberrhein, in Deutschland selbst hineinzurücken.

Was unsern Arminius betrift, so suchte er, nachdem von den Römern nichts mehr zu befürchten war, sein Vaterland auch von innerlichen Tyrannen zu befreyen. Der berühmte Marbod, gleichwie er sein Volk an die römischen Kriegsübungen gewöhnte, so ließ er sich auch zuletzt beyfallen, eben so unumschränkt als ein römischer

mischer Kaiser dasselbe beherrschen zu wollen, wodurch er sich bey den Seinigen sowohl als den übrigen deutschen Nationen gehäßig machte. Arminius, an der Spitze derselben, grief ihn an, und nöthigte ihn sein Land zu verlassen; worauf er seine Zuflucht zu den Römern, denen er so lang ein Schrecken gewesen, nehmen mußte. Arminius aber selbst gerieth endlich in den Verdacht der Tyranney, und wurde in einem Aufstand der Seinigen durch List seiner eigenen Anverwandten aus dem Wege geräumt; Er, der unstreitig der Wiederhersteller der deutschen Freyheit gewesen. Mit ihm fiel auch der Ruf seiner Landsleute, der Cherusker, welche von den Chatten, ihren Nachbarn, so gedemüthiget wurden, daß man sie zu Tacitus Zeiten für feig und albern, ihre Sieger hingegen für weise und tapfer hielt.

Siebentes Kapitel.

Veränderung in Deutschland. Der Batavische und Markmännische Krieg mit ihren Folgen.

Die Römer hatten ihres Seits die Eroberungsgedanken abgelegt, und die Deutschen nahmen sie an. Durch den großen Sieg über den Varus, und den tapfern Widerstand, den sie dem Germanicus geleistet, war indessen der Ruhm ihrer Tapferkeit ungemein gestiegen, der römische aber in eben dem Maaße gesunken. Die Nation, von der man, da sie noch im Wachsen war, eben so viele Eroberungen, als Kriege sah, konnte, da sie ihre größte Stärke erreicht hatte, nicht einmal Eine Nation der Deutschen unter sich bezwingen. Das muthige Betragen der letztern flößte Herz und Freyheitsgedanken auch sogar denen ein, die bereits an die römische Herrschaft gewöhnt waren.

Unter andern hatten sich die Bataver, die einen Theil des heutigen Hollands bewohnten, schon lange Zeit an die Römer gehalten, und denselben mit

mit Mannschaft auch gegen ihre eigenen Landsleute, die Deutschen, Beystand geleistet, wofür sie von den Römern, die von jeher im Brauch gehabt mit Worten, oder nichtsbedeutenden Kleinigkeiten, denen sie einen großen Werth beylegten, zu bezahlen, den Ehrennamen der Verbundenen (sociorum) und Brüder erhalten. Für diese Ehre genossen sie des Rechtes, ihr Blut zum Besten der Römer, so viel und so oft sie wollten, zu verspritzen; und wenn sie es allenfalls nicht gern thaten, wurden sie dazu gezwungen.

Die Römer giengen noch weiter. Sie hoben selbst für ihre Cohorten und Legionen die beste Mannschaft zu Recruten aus; denn damals schon bestunden diese nicht mehr aus den alten Marsen, Apuliern, oder andern italiänischen Völkern, die so viele Proben der Tapferkeit abgelegt hatten. Je mehr sich der Krieg von Italien entfernte, desto weniger mochten die Italiäner vom Krieg hören. Das Schlimmste, was ihnen begegnen konnte, war, daß sie ihre angenehmen Gegenden mit entfernten Ländern, und besonders dem so sehr verrufenen Deutschland vertauschen sollten. Wir haben erst gehört, was August für Mühe gehabt, nur einige Mannschaft in Italien aufzubringen. Es wurde also bey den Römern zur Regel, ihre

Heere

Heere aus den Provinzen selber, wo sie stunden, zu recrutiren. Auch Feinde sogar, besonders Deutsche, wenn sie ihnen im Krieg in die Hände fielen, steckten sie unter, oder bedungen sich bey Friedensschlüssen eine gewisse Anzahl junger Mannschaft aus.

Diese Einrichtung konnte nicht die besten Folgen haben. Es war nicht wohl möglich, Leute von so verschiedenen Nationen, und zum Theil so rohen und unbändigen Sitten, in dem Zwang zu erhalten, den die römische Kriegsdisciplin erfoderte; und hierinnen liegt eine der Hauptursachen ihres allmähligen Verfalles. Diese Leute hatten nicht die geringste Vaterlandsliebe. Die wenigsten hatten Italien, und noch wenigere Rom gesehen, dessen Wohl oder Wehe ihre letzte Sorge war. Das einzige, was in ihnen Muth und Tapferkeit unterhalten konnte, war der den römischen Legionen eigene Stolz und Geist, (Esprit de Corps) den nach und nach auch diejenigen einsogen, die sowohl wider Willen, als freywillig ihnen einverleibt wurden. Das letzte was noch einen Einfluß auf sie hatte, war das Vertrauen und die Liebe zu ihren Feldherren; diese waren aber nicht lauter Patrioten, lauter tapfere, des Kriegswesens verständige, oder strenge Zucht liebende

bende Männer. Der Hof suchte oft mit Fleiß solche heraus, deren Talente ihm keinen Verdacht machen konnten. Daher geschah es meistens, daß, was einer aufgerichtet, der andere wieder zusammen fallen ließ; und endlich war vollends alles verdorben, da die Heere nach dem Abgang der Familie der Cäsarn das große Geheimniß des römischen Reichs gefunden, daß sie Kaiser machen und absetzen konnten; eine Sache, die sie ihren Feldherren sowohl als Monarchen furchtbar machte, insonderheit aber den ersten Anlaß gab, durch die niederträchtigsten Mittel sich die Gunst der Soldaten zu erwerben.

Bey den Provinzen erweckten diese Anstalten theils Verachtung, theils Haß gegen die Römer. Man verachtete, oder konnte doch nicht besonders ehren, die man so ausgeartet sah; und haßte sie, weil sie ihre Eroberungen auf Unkosten der Provinzen machten, den Nutzen aber und Ehre für sich behielten. Sie sollten nur betrachten, sagte Julius Sacrovir den Galliern, wie arm Italien, wie muthlos das Volk zu Rom sey, in den römischen Kriegsheeren, was nur immer Achtung verdiene, seyen Ausländer l).

Clau-

l) Quam inops Italia, quam imbellis urbana plebs, nihil validum in exercitibus, nisi quod externum cogitarent. TACIT. *Annal. L.* 3.

Claudius Civilis ermuntert auf die nemliche Art die Bataver gegen die Römer; die Provinzen, sagt er, wurden durch das Blut der Provinzen, nicht durch römisches erobert m). Der edle Britte, Galgacus, redete auf eben die Art mit seinen Landsleuten. Die Römer, sagten sie, befestigten ihre Herrschaft durch das Blut der Gallier, Deutschen und Britten, nicht durch ihres: solche Kriegsheere aber, die aus so verschiedenen Nationen bestünden, könnten unmöglich von einer Dauer seyn n). Selbst die italiänischen Völker hatten sich schon lange vorher gegen die Römer empöret, und den sogenannten Krieg der Bundegenossen (bellum sociale) erregt; entweder sollten die Römer, sagten sie, ihnen gleiche Rechte zugestehen, oder ihre Eroberungen auf eigene Kosten machen.

Das

m) Provinciarum sanguine provincias vinci. TACIT. *in Vespas.*

n) Nostris illi dissensionibus ac discordiis clari vitia hostium in gloriam exercitus sui vertunt: quem contractum ex diversissimis gentibus, ut secundæ res tenent, ita adversæ dissolvent; nisi si Gallos & Germanos, & pudet dictu Brittannorumque plerosque *dominationi alienæ sanguinem commodantes*, diutius tamen hostes quem servos, fide & effectu teneri putatis. TACITUS *in Agricola.*

Das Schlimmste war noch, daß die an sich schon beschwerliche Recrutenaushebung meistens mit andern Ausschweifungen verknüpft war. Tacitus selbst giebt uns Nachricht, wie diejenigen, die dieses Geschäfte besorgten, bey diesen Umständen mit den Batavern umgegangen. Sie wählten mit Fleiß alte und schwächliche Leute, damit sie nur durch die Loskaufung derselben Geld erpreßten, mit jungen trieben sie den schändlichsten Muthwillen. Dieses gab endlich zu einem blutigen Kriege Anlaß. Claudius Civilis, ein edler Bataver, stellte sich an die Spitze seines Volkes, um es wegen der bisherigen Unterdrückungen zu rächen. Er hielt ihm die römischen Bedrückungen, die es ohnehin schon genug fühlte, vor Augen, beredete es das römische Joch abzuschütteln, und vereinigte sogleich das Werk mit den Entschliessungen. In kurzer Zeit waren die Römer aus der ganzen Insel verjagt. Aber Civilis, nicht zufrieden mit der Freyheit seines Vaterlandes, wollte auch den ganzen Rheinstrom, und Gallien selbst, wenn es mitwirkte, seiner Fessel entledigen. Zu diesem Ende verläßt er die Insel, und macht Mine den Rhein herauf zu gehen. Der römische Feldherr Hordeonius Flaccus, der an dem Oberrhein commandirte, schickte ihm zwar einige Truppen entgegen; allein

allein Civilis, rückt ihnen unerschrocken unter das Gesicht, und stellt sich in Schlachtordnung. Neben sich läßt er die bereits erbeuteten römischen Feldzeichen halten, den Römern zum Schrecken, und den Seinigen zur Erinnerung an ihre bisherige Tapferkeit, hinter sich aber seine Mutter, Schwestern, nebst Weibern und Kindern der Streitenden, als die kräftigsten Antriebe zum Sieg, und den Ueberwundenen zur Schande; und in dieser Stellung trägt er einen vollkommenen Sieg davon. Kaum hatte ein Theil des römischen Heers Zeit genug, in das bey Xanten verschanzte Lager, Castra vetera genannt, zu entfliehen.

Einige batavische in römischen Diensten stehende Cohorten waren eben auf dem Weg nach Italien begriffen, wohin sie Vitellius beordert hatte. Civilis meldet ihnen seinen Sieg, und ermahnt sie zu ihm zu stossen. Diese lassen sich seinen Vorschlag gefallen. Damit sie aber einige Ursache hätten, die römischen Dienste zu verlassen, machten sie so übertriebene Foderungen an den Hordeonius, daß sie zuvor schon wußten, er wolle und könne sie nicht erfüllen. Bald darauf, da sie keine entscheidende Antwort erhalten, gehen sie zurück, schlagen sich zu Bonn, wo sie Herennius Gallus mit einigen römischen Truppen aufhalten

halten will, mit großem Verlust der Römer durch, und kommen glücklich zu dem Civilis.

Da indessen auch eine Menge deutscher Völker bey dem Civilis angelangt war, sieht er sich nun mit einem Heer umgeben, das jedem Feinde, und vielmehr den Römern, in ihren mißlichen Umständen, da die besten Truppen entfernt, und Italien durch den bürgerlichen Krieg in volle Flammen gesetzt war, Furcht einjagen konnte. Civilis hatte eben den Zeitpunkt, gewählt, da sich Otho, Vitellius, und Vespasian um das Kaiserthum schlugen. Um sich aber auf alle Fälle einen Hinterhalt zu verschaffen, ließ er seine Leute dem Vespasian schwören, damit es das Ansehen hätte, er thäte alles auf Befehl desselben. An die nach Xanten entwichenen Römer machte er die nemliche Forderung. Diese antworteten, sie brauchten nicht erst von einem Verräther ihre Schuldigkeit zu lernen, der anstatt den Römern Gesetze vorschreiben zu wollen, sich auf die ihm gebührende Strafe gefaßt machen solle. Civilis über diese trotzige Antwort erzürnt, geht mit seinen Batavern und deutschen Hilfstruppen auf Xanten los. Jede Nation hatte ihre eigene Feldzeichen; die Bataver römische, die Deutschen ihre gewöhnliche Bildnisse der wilden Thiere, um den Römern zu

zeigen, daß sie sowohl auf ihr, als auf deutsche Art zu fechten gelernt. Zur nehmlichen Zeit ließ Civilis seine Flotte den Rhein herauf gegen Xanten segeln, um den Römern desto mehr Schrecken einzujagen. Letztere hatten sich so gut verschanzt, als sie konnten. Nur war das Lager, welches für zwo Legionen bey seiner ersten Anlage bestimmt war, für fünf tausend Mann, denn höher beliefen sie sich nicht, zu weitläufig; auch hatte man mit dem Proviant nicht ordentlich und sparsam haus gehalten, so daß der Platz leicht durch Hunger hätte können bezwungen werden. Eine gewaltsame Eroberung aber war mehr nach dem Geschmack der Deutschen, und Civilis mußte auch wider Willen den deutschen Hilfsvölkern hierinnen nachgeben. Jede Nation stellte sich besonders, damit ihre Heldenthaten um so besser könnten unterschieden werden. Der erste Angriff geschah von weitem; als aber ihre Wurfspieße an den Thürmen und Wällen wenig ausrichten, setzen einige Leitern an, andere suchen sonst auf den Wall zu kommen, werden aber von den Römern abgetrieben. Sie bringen sogar Maschinen herbey, die sie von den Gefangenen verfertigen gelernt; aber auch diese werden von den Römern durch Steine und Feuer zernichtet. Endlich müssen sie sich das gefallen

lassen,

lassen, wozu Civilis gleich Anfangs gerathen, nehmlich an statt der Gewalt die Zeit abzuwarten.

Niemand war bey diesen Umständen in grösserer Verlegenheit, als Hordeonius, ein von Natur unschlüßiger Mann, der durch das Alter noch zaghafter geworden. Er selbst mit den vornehmsten Officieren war dem Vespasian geneigt: hingegen die gemeinen Soldaten dem Vitellius. Die Gesinnungen des Hordeonius konnten ihnen nicht lange verborgen bleiben. Durch sein Zaubern lud er gar den Verdacht auf sich, als wenn er es heimlich mit dem Civilis hielte, als der sich auch für den Vespasian erklärt hatte. Da er sich bald darauf gegen den Civilis in den Marsch setzte, fand er an seinen Soldaten ärgere Feinde, als an dem Civilis. Diese empörten sich öffentlich, nahmen ihm das Commando, gaben es eigenmächtig dem Dillius Vocula, und brachten ihn endlich gar ums Leben; auch mußte ihr neuerwählter Feldherr Vocula sein Leben mit der Flucht retten. In dieser Verwirrung war es dem Civilis leicht seine Absichten auszuführen.

In Italien *) hatte zwar die Parthey des Vespasians durch den Sieg bey Cremona bereits das Uebergewicht, und alles verkündigte ein bal-

*) A. C. 96.

diges Ende des bürgerlichen Krieges; am Rhein aber wurden die Sachen immer schlimmer. Die Gallier dachten nunmehr ernstlich an ihre alte Freyheit; und sie hätten sie auch erhalten können, wenn ihre Gemüther nicht durch die lange Diensthbarkeit zu sehr niedergeschlagen, oder durch Uneinigkeiten getrennt gewesen wären. Allein, anstatt sich in die gehörige Verfassung zu setzen, stritten sie unter einander, welches Volk bey der neuen Einrichtung am meisten zu sagen haben, und welche Stadt die Hauptstadt des neuen Reichs werden sollte.

Civilis hingegen setzte sein angefangenes Werk mit desto größerm Nachdruck fort. Nichts machte ihm mehr Ehre, als die Ergebung der in dem Lager bey Xanten eingeschlossenen Römer. Civilis gefiel sich so sehr nach dieser That, daß er nun glaubte, seines zu Anfange des Kriegs gethanen Gelübdes, Haar und Bart nicht eher abzuschneiden, als bis er etwas Grosses würde verrichtet haben, entledigt zu seyn. Von den übrigen Besatzungen am Rhein war nichts mehr übrig, indem die meisten Soldaten freywillig zu den Galliern übergetretten waren. Die Deutschen beschäftigten sich daher aus allen Kräften, alle am Rhein angelegte Castelle und Vestungen,

woran

woran die Römer so lange Zeit gearbeitet hatten, niederzureissen. Maynz und Vindonissa allein liessen sie stehen; vielleicht, weil die Mauern und Vestungswerke des erstern zu stark waren, als daß sie leicht hätten können abgebrochen werden.

Der Rheinstrom war nun so frey als zuvor, da noch kein Römer in diese Gegenden gekommen war. Die Sache bekam aber bald eine andere Wendung. Kaum war die Ruhe in Italien gänzlich hergestellt, als die Römer ihre erste Sorge seyn ließen, sich wieder in ihr voriges Ansehen am Rheinstrom zu setzen. Petilius Cerealis mußte alsbald den Marsch mit frischen Truppen dahin antretten. Aus Britannien sogar und Spanien wurde ihm, was man immer an Soldaten entbehren konnte, zur Verstärkung beygegeben. Cerealis beschleunigte seinen Marsch, so viel er konnte. Unter den Galliern setzten sich ihm die einzigen Trevirer (Trierer) auf dem Weg entgegen; wurden aber zweymal geschlagen, worauf sich Gallien theils wieder den Römern unterwarf, theils zu dem Civilis stieß. Diejenigen Gallier, die das letztere erwählt hatten, drungen nun aus allen Kräften in ihn, einen Angriff gegen die Römer zu wagen. So sehr dieses dem Civilis mißfiel, so mußte er doch, um seine Bunds-

genossen bey gutem Willen zu erhalten, nachgeben. Alles, was er dabey thun konnte, bestund darinn, die Römer so unversehens zu überfallen, daß Cerealis durch den nehmlichen Bothen die Nachricht von dem Gefechte, und der Flucht der Seinigen erhielt. Er faßte sich aber dennoch, eilte herbey, und brachte sie wieder in Ordnung; und nachdem die Deutschen sich zu bald auf das Plündern begeben hatten, nöthigte er den Civilis gar zum Weichen. Einige Vortheile, die bald hierauf Civilis gegen seine Feinde erhielt, machten, daß er diesen Verlust wieder vergaß. Ein Theil seiner Leute schlug die römische Flotte auf dem Rhein, ein anderer die Nervier, die den Römern zu Hilfe eilten. Claßicus aber der vornehmsten Trierern, der sich mit dem Civilis vereinigt hatte, jagte bey Neuß einen Theil der römischen Reuterey in die Flucht.

Civilis selbst bekömmt indessen frische Hilfsvölker aus Deutschland, und setzt sich bey Xanten. Um mehr gegen den Feind gedeckt zu seyn, läßt er einen Damm in den Rhein schlagen, damit ein Theil des Flusses die vor seinem Lager liegende Felder überschwemmte. Der Muth der Soldaten von beyden Seiten war so groß, daß sie auch mitten im Wasser oft an einander geriethen,

wobey die Deutschen wegen ihrer leichten Kleidung, und Fertigkeit im Schwimmen den Römern meistens überlegen waren. Diese kleinen Gefechte machten die Gemüther vielmehr begierig ihre Kräfte in einem Haupttreffen gegen einander zu versuchen, als daß etwas Entscheidendes dadurch ausgemacht wurde. Ihr Verlangen wurde bald erfüllt; von beyden Theilen aber so gestritten, daß der Sieg zweifelhaft blieb, bis ein batavischer Ueberläufer den Römern einen Ort zeigte, wo sie den Deutschen in den Rücken kommen konnten. Da Cerealis ungesäumt Gebrauch davon machte, kamen die Deutschen in Verwirrung, und mußten den Römern das Feld überlassen. Civilis zieht sich hierauf über den Rhein in die batavische Insel zurück, überfällt aber von dort aus die Römer einigemal; und fast hätte er den Cerealis selber in die Hände bekommen, wenn solcher nicht die Nacht ausser dem Lager bey einer Buhlschaft zugebracht hätte. Cerealis folgte endlich mit seinen Römern dem Civilis und setzte gleichfalls in die batavische Insel über. Da aber diese durch viele Regen fast ganz mit Wasser bedeckt war, die Römer weder Flotte noch Zufuhr hatten, und ihr Lager selbst bedroht wurde von dem Rhein überschwemmt zu werden,

so waren fast alle Früchte der bisherigen Siege verschwunden. Einige hielten den Cerealis schon für verlohren, und die deutschen Hilfstruppen brannten vor Begierde ihn in dieser schlimmen Lage anzugreifen; Civilis wollte aber sein und seiner Landsleute, der Batavér, Glück nicht auf die Spitze setzen, da der Feind einmal so nahe war. Vielmehr bediente er sich der Zeitumstände, um mit Ehren aus dem ganzen Handel zu kommen. Die Römer waren gleichfalls des Kriegs so müde, daß sie gern die Hände zum Frieden bothen, welcher, man weiß nicht auf was für Bedingungen, erfolgte; indem des Tacitus Schriften, worinn das Ende des Krieges beschrieben, verlohren gegangen sind. Die Bataver erneuerten ihre Bündnisse mit den Römern; diese aber hatten nun gelernt ihnen mit mehr Achtung zu begegnen, da sie gesehen, wie viel auch eine einzige, nicht sonderlich zahlreiche deutsche Nation vermochte.

Dieser Krieg gehört zwar nicht eigentlich zu den deutschen, weil nur eine kleine deutsche Nation die Hauptperson dabey vorstellte, und die übrigen Nationen disseits des Rheins nur als Hilfsvölker dabey erschienen; er hatte aber doch einen sehr großen Einfluß auf das deutsche System

stem, und ihre ganze Denkungsart. Der Gedanke wurzelte immer tiefer bey ihnen ein, daß die Römer könnten überwunden werden, wenn man nur wollte; und daß diejenigen Nationen, die unter ihrer Dienstbarkeit lebten, aus eigner Schuld in diesem Stande seyn. Die Furcht, die Germanicus nach der Varianischen Niederlage ihnen eingejagt hatte, verschwand vollends, und Freyheit war jezt um so mehr die Lieblingsidee der Nation, weil man sich stärker als jemals derselben gesichert zu seyn glaubte. Man findet wenig Spuren mehr, daß auch diejenigen Nationen diesseits des Rheins, die sonst gern Bündnisse mit den Römern unterhalten haben, dieselben fortgesetzt. Vielmehr wurde die Freundschaft mit ihnen als ein Verbrechen angerechnet. Chatiomer, der König der Cherusker, wurde bloß aus dieser Ursache von den Chatten verjagt, weil er ein Freund der Römer war, ohne daß ihm diese helfen konnten.

Die Römer wagten auch nichts gegen die diesseitigen deutschen Völker, die mit in den batavischen Krieg verwickelt gewesen, sondern hielten fest über ihr einmal angenommenes Vertheidigungssystem. Die Deutschen aber sezten ihre Streifereyen über den Rhein mit mehrerer Hef-

tigkeit fort, als zuvor, wovon die Gallier meistens die Reisekosten zahlen mußten, die Römer sich den Sieg zueigneten, weil doch ihre Feinde zuletzt den Rückzug nahmen; die Deutschen hingegen mit Beute, oft mit blutigen Köpfen nach Hause kamen. Ammian Marcellin vergleicht sie daher mit den wilden Thieren in einem Walde, welche, aller Sorgfalt ungeachtet, Mittel und Wege finden herauszubrechen.

Das einzige Mittel auf eine Zeitlang Ruhe zu erhalten, war, dasjenige freiwillig zu geben, was sie mit Gewalt suchten. So schimpflich es für die Römer war, den Frieden mit Geld zu erkaufen: so mußt n sie sich dieses dennoch gefallen lassen. Wie weit es bereits zu des Kaiser Trajanus Zeiten damit gekommen, lehrt uns eine Stelle aus der berühmten Lobrede des Jüngern Plinius o) an diesen Kaiser, die ich hie-

o) PANEGYR. c. 12. At nunc rediit omnibus terror, & metus, & votum imperata faciendi. Vident enim Romanum Ducem unum ex illis veteribus, & priscis, quibus imperatorium nomen addebant contecti cædibus campi, & infecta victoriis maria. Accipimus obsides ergo, non emimus; nec ingentibus damnis immensisque muneribus paciscimur, ut vi cer-

hieher setzen will. Nun, sagt er, hat sich Furcht, Schrecken und Biegsamkeit unter römische Befehle wieder bey diesen Völkern eingefunden. Denn sie sehen an der Spitze des römischen Reichs einen aus jenen Alten, dem die mit Leichen besäete Felder, und mit Blut gefärbte Meere den Namen eines Feldherrn zuwege gebracht haben. Jezt kaufen wir die Geisel nicht, sondern wir bekommen sie; auch erhandeln wir das Blendwerk eines Sieges nicht durch großen Schaden, und unermeßliche Verehrungen. Sie suchen, sie bitten; wir geben, oder versagen, nachdem es die

cerimus rogant, supplicant, largimur, negamus, utrumque ex imperii majestate. Agunt gratias, qui impetraverunt, non audent queri, quibus negatum est. An audeant, qui sciant, te adsedisse ferocissimis populis eo ipso tempore, quod amicissimum illis, difficillimum nobis, quum Danubius ripas gelu jungit, duratusque glacie ingentia tergo bella transportat: quum feræ gentes non telis magis, quam sub cælo, suo sidere armantur. Sed ubi in proximo tu, non secus, ac si mutatæ temporum vices essent, illi quidem latibulis suis clausi tenebantur; nostra agmina percursare ripas, & aliena occasione, si permitteres, uti, ultroque hiemem suam barbaris inferre gaudebant.

die Würde des Reichs fodert. Diejenigen, die erhalten haben, was sie begehret, danken, die nicht, getrauen sich nicht zu murren. Und wie sollen sie es sich getrauen, sie, die da wissen, daß du deinen Posten nicht verlassen hast auch zu der Zeit, welche für sie die angemessenste, für uns die beschwerlichste ist, da die Kälte durch das Eis der Ufer der Donau an einander hängt, und die Donau auf ihrem gefrornen Rücken große Kriegsheere in unsere Provinzen übersetzt; da die wilden Völker mehr durch ihren Himmel und Witterung bewafnet sind, als durch Spieße. So lang aber du in der Nähe warest, hielten sie sich in ihren Schlupfwinkeln eingeschlossen, als wenn sich die Zeiten geändert hätten; hingegen streiften unsre Truppen an den Ufern herum, und hatten sich nach Art der Barbaren der Donau bedient, in ihre Länder einzufallen, wenn du es für räthlich befunden hattest. Hieraus sehen wir zugleich, daß es an der Donau eben die Beschaffenheit hatte, wie an dem Rhein, und daß der Winter, da diese Flüsse zufroren, die Zeit war, die sich die Deutschen zu ihrem Vorhaben hauptsächlich aussahen.

Man giebt auch nicht ohne Grund diese Zeit nach dem batavischen Krieg als die Epoche an, wo in Deutschland jene große Völkervereinigungen, die den endlichen Umsturz des römischen Reichs verursachet haben, entstanden sind. Die Deutschen begriefen zuletzt, daß sie mehr gegen die Römer zu unternehmen im Stande seyn würden, als bloße Streifereyen, wenn sie nur ihre Kräfte zusammensezten, und solche gegen den gemeinschaftlichen Feind gebrauchten, an statt sich unter einander selber aufzureiben. Und von dieser Zeit an werden wir nicht mehr einzelne, sondern mehrere unter einem allgemeinen Namen verbundene Völker auftreten sehen, die das römische Reich nicht nur an den Gränzen beschädigen, sondern auch in seinen innern Theilen erschüttern *). Das erste Beyspiel davon giebt uns der berühmte Markmännische Krieg, in welchem alle Völker, die von Pannonien an längst der Donau bis an den Nordgau wohnten, die Markmänner, Quaden, Hermundurer, nebst andern hinter diesen versteckten, uns zum Theil unbekannten, eingeflochten gewesen. Ein römischer Geschichtschreiber sagt, daß man sich desgleichen bey keinem Menschen

*) C. A. 166.

schenalter erinnern könne p). Es kann auch seyn, daß mehrere dieser Nationen wider ihren Willen in diesen Krieg verwickelt worden sind; weil sie nehmlich, von andern verdrungen, keinen Ausweg vor sich hatten, als die römischen Provinzen. Da sie nun in diese nicht aufgenommen wurden, mußten sie Feinde der Römer werden.

Eine Probe der römischen Furcht hat uns der berühmte Philosoph und Spötter Lucian hinterlassen q). In Asien hatte sich ein Betrüger, Alexander mit Namen, hervorgethan, der durch seine Ränke, und eine zahm gemachte Schlange, die er bey sich führte, ganz klein Asien so sehr betäubte, daß er durchgehends für einen Propheten und Wundermann, von einigen aber für den Aesculap gehalten wurde. Er brachte es endlich so weit, daß er sich nicht allein einen vertrauten Umgang mit dem Rutilian, einem der angesehensten Römer, sondern auch den Zutritt in den kaiserlichen Pallast verschafte. Als er unter andern über den markmännischen Krieg befragt wurde: befahl er, man sollte zween Löwen, mit Spezereyen und riechenden Kräutern beladen, über die Donau in des Feindes Land schwimmen

p) JULIUS CAPIT. *in Marco.*

q) LUCIANUS in Pseudomante.

men lassen; dann würde Sieg und Friede erfolgen. Die Deutschen, die diese Löwen für Hunde, oder fremde Wölfe hielten, schlugen sie todt, und kurz darauf zwanzig tausend Römer noch darzu Der Betrüger gebrauchte die kahle Entschuldigung, daß zwar das Orakel Siege versprochen, ohne jedoch zu erklären, ob ihn die Römer oder Deutsche davon tragen würden.

Zur Zeit dieses Kriegs hatten die Römer noch das Unglück, daß eine grausame Pest viele Menschen wegraffte. Der Kaiser wurde daher gezwungen, Knechte, Fechter, und was man nur immer von Leuten auftreiben konnte, bey der Armee unterzustecken, so gar eine Bande Strassenräuber aus Dardanien wurde in Dienste genommen. Da der Krieg auch vielen Aufwand erfoderte; M. Aurelius aber sein Volk nicht mit neuen Auflagen beschweren wollte, ließ er durch eine öffentliche Versteigerung alle Kostbarkeiten des kaiserlichen Schatzes an Juwelen, Gemälden von grossen Meistern, Gold und Silbergeschirr verkaufen.

Von den besondern Umständen des Kriegs wissen wir wenig, indem M. Aurelius, der die Römer in Person commandirte, mehr darauf bedacht gewesen, uns die Geschichte seines Herzens,

als seiner Kriege zu hinterlassen. Nach den Münzen und andern Denkmälern zu urtheilen, hat Marcus mehrere Siege davon getragen, zuletzt auch eher Bedingungen vorgeschrieben, als angenommen. Doch haben die Römer dabey empfindliche Stösse bekommen. Der Präfectus Prätorio, Furius Victorinus, und mit ihm ein Theil des Kriegsheers gieng verlohren; auch wurde der römische General, M. Vindex, überwunden, und gar umgebracht. Viele edle Römer nebst einer Menge von andern Nationen fanden ihren Untergang dabey. Dem Marcus selbst riethen seine Freunde seiner Sicherheit wegen zu Rom zu bleiben; allein, er war unbeweglich.

Nichts von dem ganzen Krieg ist merkwürdiger, als das, was sich mit den Quaden zugetragen hat. Sie hatten den Kaiser in eine dürre unfruchtbare Gegend gelockt, wo sie ihn umringeten, und durch Hunger und Durst aufzureiben suchten. Die Noth war bereits bey den Römern so hoch gestiegen, daß sie weder Kräfte genug zum Fechten, noch zum Marschiren hatten.

Auf einmal kömmt ein Regen mit Donner vermischt, der sie erquickt, und aufs neue belebt. Sie greifen zu den Waffen, fangen mit den Schilden und Helmen das Wasser auf, und streiten zugleich

gleich gegen den Feind, jagen ihn in die Flucht, und rufen den Marcus Aurelius wegen dieses Siegs zum siebentenmal als Imperator aus. Die Heiden selbst fanden ein Wunder in dieser Begebenheit. Dio Caßius sagt, daß ein egyptischer Zauberer von dem Mercurius dieses Donnerwetter und Regen erhalten s); die christlichen Scribenten hingegen versichern, daß die bey der Armee befindlichen christlichen Soldaten durch ihr Gebet denselben erlangt, und daher die zwölfte Legion, die meistens aus Christen bestanden, den Namen Legio fulminatrix bekommen habe. Um aber sicher bestimmen zu können, ob die Sache nicht natürlich zugegangen, müßten die Umstände genauer von dem gleichzeitigen Geschichtschreibern aufgezeichnet worden seyn. So viel ist auch richtig, daß die erwähnte Legion schon lange zuvor diesen Namen geführt hat.

Weil verschiedene Völker an dem Krieg Theil gehabt, fiel auch der Friede verschiedentlich aus, je nachdem eines mehr oder weniger durch den Krieg geschwächt war. Die Markmänner ergaben sich, und viele wurden nach Italien versetzt. Ob es mit oder gegen ihren Willen geschehen,

s) *Excerpta Xiphilini e Dione.*

hen, melden die Geschichtschreiber nicht. Der Kaiser hatte zwo Absichten dabey; die Nation zu schwächen, und Italien zu bevölkern. Armselige Länder, die, um nicht wüst und öde zu liegen, selbst ihrer Feinde zum Anbauen bedurften! Tiber hat das Völkerverpflanzen angefangen; er setzte sie aber nur hin und wieder an die Grenze des Reichs; jezt aber brauchte das Innerste derselben Zufluß von Fremden. Alle in dem Krieg mitbegriffene Nationen konnte Marcus nicht zur Ruhe bringen; er starb vielmehr darüber weg. Wenn er nur noch ein Jahr gelebt hätte, sagt ein römischer Geschichtschreiber, würde er aus den Markmännern, Hermundurern, Sarmatern und andern Nationen eine römische Provinz gemacht haben; ein Kompliment, das man gleichwohl in Ansehung der übrigen Regenten-Tugenden des Marcus Aurelius einigermassen seinem Biographen vergeben kann! Seinem Sohn Commodus befahl er vor seinem Tode, er solle das noch übrige vom Kriege nicht vernachläßigen. Commodus stellte sich auch, als wenn er sich dieses überaus angelegen seyn liesse. In einer Rede an die Soldaten sprach er gar von dem Ocean, der die Grenze seiner Eroberungen werden sollte; er konnte aber seine Sehnsucht nach den Annehmlichkeiten Italiens, nicht lang verber-

gen.

gen. Die übrigen verzärtelten Römer, die bey Lebzeiten des tugendhaften und strengen Marcus Aurelius sich nicht getraut hatten, sich etwas merken zu lassen, gaben sich nun auch bloß, nachdem sie nur die mindesten Spuren von der Gedenkungsart des Prinzen vor sich hatten. Wie lang er nach Rom gegen die unfreundlichen Ufer der Donau hingeben möge, sagten sie ihm, wo nichts als Kälte, Regen und ewiger Winter, kein fruchttragender Baum, nichts, was das Leben angenehm machen könne, anzutreffen sey? Ob er nie aufhören werde, das gefrorne Donauwasser zu trinken, während dem andere sich in den warmen Bädern Italiens belustigten? Nur noch einige Freunde seines Vaters riethen ihm, eine Zeitlang auszuhalten, bis er mit Lorbern gekrönt zurückkehren, und eine Menge barbarischer Fürsten im Triumph aufführen könnte. Commodus aber war taub; und unter dem Vorwand, daß sich nicht etwan zu Rom jemand des kaiserlichen Palastes und der höchsten Gewalt bemächtigen möge, ward die Rückreise nach Rom zum grossen Vergnügen des Heers, das eben so dachte, wie sein Oberhaupt, vestgesetzt t). Man suchte in der Eil ein

t) Nullo non redire, Romam cupiente, relictoque hostili solo urbanas affectante delicias. HERODIAN. *in Commod.*

ge der Feinde durch Schrecken, andere durch das schon gewohnte Mittel, nehmlich durch Geld, zum Frieden zu bewegen, und gieng, für das künftige unbesorgt, über die Alpen zurück.

Einige der nachfolgenden Kaiser, als Alexander Severus, und Maximin, giengen zwar den Deutschen wegen ihrer unaufhörlichen Einfälle in die römischen Provinzen scharf zu Leibe; die Römer befreyeten aber jedesmal selbst die Deutschen von der ihnen drohenden Gefahr. Die Soldaten, die bey jeder neuen Regierung neue Geschenke zu gewarten hatten, konnten zuletzt keinen Kaiser mehr vertragen, dessen Regierung etwas lange dauerte. So bald sich ein Käufer darstellte, erregten sie einen Aufruhr, ermordeten ihren Herrn und erwählten denjenigen, der das meiste Geld gab, oder sich sonst bey ihnen beliebt gemacht hatte; wodurch oft die wichtigsten Unternehmungen vereitelt wurden. Gleichwie den Römern die innern Uneinigkeiten der Deutschen treflich wohl zu statten kamen: so nutzten auch den Deutschen die Schwachheiten der Römer, und ihre so oft veränderte Regenten.

Die Weitschweifigkeit des Reichs hinderte auch die Kaiser, etwas mit Nachdruck zu unternehmen. Wenn sie in Occident zu thun hatten, regte sich

der Orient; und wenn sie nach dem Orient eilten, gieng der Lermen wieder im Occident an. Wenn sie einem ein Heer anvertrauten, mußten sie sich allezeit gefaßt machen, einen gefährlichern Feind an ihm zu bekommen, als an allen Barbaren. Alles, was auch die besten unter den nachfolgenden Kaisern thun konnten, bestund darinn, die Barbaren, die immer übermüthiger wurden, und in das Innerste der römischen Provinzen drangen, zurück zu jagen, und die Provinzen selbst im Gehorsam gegen das römische Reich zu erhalten.

Achtes Kapitel.

Neue Völker, Franken, Alemannier, Gothen. Ihre Verrichtungen.

Nach dem Markmännischen Krieg zeigt sich Deutschland aus einem ganz andern Gesichtspunkt, als jener war, da es die Römer zuerst kennen gelernt. Der Name der Sueven ist nicht mehr jener so sehr gefürchtete Ehrenname; die meisten kleinen Nationen, die Tacitus anführt, verschwinden gar; hingegen kommen an-

dere zum Vorschein, von denen man zuvor nichts gehöret. Die berühmtesten davon sind die Franken. Schon unter Gordian (237-244) da sie zum erstenmal vorkommen, streiften sie in ganz Gallien herum; wurden aber bey Maynz von den Römern mit einigem Verlust zurückgetrieben. Ihr Ruhm verdunkelte in der Folge den Ruhm aller übrigen deutschen Völker.

Nach den Nachrichten, die von ihnen vorhanden sind, läßt sich zwar nicht mit Zuverläßigkeit bestimmen, ob sie ursprünglich eine einzige Nation gewesen, die andere überwältigt, und sich einverleibet, oder ob mehrere Völker zur Behauptung ihrer Freyheit sich unter diesem allgemeinen Namen vereiniget haben. Nach der Erfahrung anderer Zeiten aber sollte man fast das erstere für wahrscheinlicher halten. **Leibnitz** und **Eccard** haben es auch aus historischen Gründen zu erweisen gesucht, daß sie anfänglich als eine eigene Nation über der Elbe zwischen der Eyder und Warne in dem Lande, das man in den mittlern Zeiten Nord-Albingia nannte, und das heut zu Tage Holstein, Lauenburg und einen Theil von Mecklenburg in sich faßt, gewohnt, von hier aus, nach dem Markmännischen Kriege, sich in die Gegenden von Thüringen, und dem Saal-Gau in

dem

dem heutigen Franken, von dar aber endlich an den Rhein gezogen haben, wo sich die Chatten (Hessen), Amsivarier (Anwohner der Ems), Chamaver (die sich in der Gegend von Ham aufhielten), Brukterer, Attuarier und andere Völker mehr mit ihnen vereiniget. Sonst ist Sprache, Gesichtsbildung, Charakter und alles übrige, deutsch an ihnen. Aus ihren angegebenen ersten Wohnungen ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß dasjenige Volk, so zuerst den Fränkischen Völkerbund veranlaßt, mit unter den alten Cauzen begriffen gewesen. In ihren Waffen hatten sie etwas Besonders. Sie führten eine Art von Axt oder Beil, das Widerhaken hatte. Mit demselben kamen sie dem Feind mit der größten Geschwindigkeit auf den Hals, durchbohrten dessen Schild, und zogen ihn mit einer Hand an sich, mit der andern aber suchten sie den vom Schild entblößten Körper zu verwunden. Dieser Umstand wegen der besondern Waffen sollte uns fast wieder auf die Muthmassung führen, daß sie ursprünglich nur eine einzige und besondere Nation gewesen, und zwar eine solche, die mit den Scandinavischen (Schwedischen, Dänischen und Norwegischen) Nationen in einiger Verbindung gestanden. Diese Völker haben von jeher Beile als unterscheidende Waffen

geführt. Die in den mittlern Zeiten so fürchterlich gewordene Normänner, und die so häufig nach Konstantinopel gegangene Waräger, welche ebenfalls Normänner und Schweden waren, führten gleichfalls auch Aexte als Waffen; und die in dem dreyßigjährigen Kriege bekannt gewordenen schwedischen Beile waren noch lang bey unsern Vätern in schreckbarem Andenken.

Mit den Franken kommen die Alemannier fast in eine Classe zu stehen. Ihr Ursprung ist eben so ungewiß, als der Franken ihrer. Da sie zuerst in den Gegenden um den Mayn vorkommen, und zwar als sehr gute Reuter; Tacitus aber dieses als eine charakteristische Eigenschaft der eben daselbst wohnenden Tenkterer angiebt, die sich um diese Zeit ganz verlieren; so muthmasset Gatterer u), daß diese Nation den Hauptstoff der Alemannier möge ausgemacht haben. Zu welchen auch vermuthlich jene Gallier gekommen sind, die nach der Auswanderung so vieler Deutschen sich diesseits des Rheins angebaut, und den Römern etwas Gewisses von ihren Feldern, die man deswegen Decumates nennte, gegeben haben. Mehrere zurückgebliebene Sueven und

u) Einleitung in die synchronistische Universalhistorie, p. 865.

und Markmänner können eben sowohl sich zu ihnen gesellt haben. Ob sie ihren Namen von der Altmühl, die von den Geschichtschreibern des mittlern Zeitalters Alemon genennt wird, oder daher erhalten, weil sie aus allerley Völkern bestunden, wie es der Griech Agathias vorgibt, der es von dem Asinius Quadratus, der vermuthlich bey ihrem damaligen Einbruch in Italien mit ihnen bekannt geworden, gehöret, läßt man dahin gestellt seyn.

Eine andere Erscheinung sind die Gothen, ein zwar ganz gewiß ursprünglich deutsches Volk; dessen erste Sitze aber eben so ungewiß sind, als der meisten andern. Einige halten dafür, daß sie zuerst, und noch um Tacitus Zeiten, in Polen und Polnisch-Preussen um die Niederweichsel herum gewohnt, sich von da ostwärts gezogen, und bereits unter dem Kaiser Caracalla*) sich in einem Theil von Dacien vestgesetzt, und zuletzt bis an den Pontus Euxinus ausgebreitet haben. Andere glauben, sie hätten Anfangs schon um den Pontus Euxinus herumgewohnt, und wären Ein Volk mit jenem, welches die Römer Geten genennt. So viel ist gewiß, daß sie von der Zeit an, da sie einen Theil von

*) im Jahr Chr. 213.

Dacien erobert, den Römern immer fürchterlicher geworden, und, um Friede zu halten, eine jährliche Summe Geldes empfiengen.

Ihr Ruhm stieg ganz besonders unter dem Kaiser Decius. Sie giengen damals über die Donau, und verheerten Thracien. Decius setzt sich entgegen, greift sie verschiedenemale an, und nimmt ihnen die bereits gemachte Beute ab. Und damit keiner wieder den Weg nach Hause fände, und in künftigen Zeiten den Römern beschwerlich fiele, suchte er ihnen zugleich den Rückzug abzuschneiden. Der römische General Gallus wird zu diesem Ende beordert, die Donau besezt zu halten. Er selbst läßt sie nicht aus den Augen, und folgt ihnen bis an einen Sumpf, wo sie sich in Schlachtordnung stellten. Decius, ganz erfreut, daß er sie endlich zum Stehen gebracht, setzt in sie, geräth aber durch seine Hitze sowohl, als durch falsche Kundschafter des damals schon untreuen Gallus verführt, in den Sumpf, und wird darinnen mit allen, die ihm gefolgt waren, von den Gothen getödtet. Gallus, der sich sogleich zum Kaiser ausrufen ließ, dachte nichts weniger, als den Schimpf der Römer zu rächen, sondern machte in Eil mit den Gothen Friede, und ließ sie ungehindert die Donau paßiren, mit dem Versprechen,

ihnen die gewöhnliche Geldsumme, wie zuvor, auszuzahlen.

Dergleichen unruhige und leichtsinnige Gemüther konnten aber unmöglich lang stille sitzen. Die aller Orten sich mehr und mehr äussernde Schwäche des römischen Reichs, die verwahrlosten und ohne Bedeckung gelassenen Grenzen, waren zu starke Versuchungen, als daß sie ihren gleichsam natürlichen Trieb zum Rauben hätten einhalten können. Nicht allein in das Innerste von Thracien und Illyrien setzten sie ihre Streifereyen fort, sondern sie wurden auch lüstern nach den asiatischen Reichthümern, von denen sie nun, da sie in der Nähe waren, mehreres mochten gehört haben. Ein Theil davon wagt es, und läßt sich von den am Bosphorus wohnenden Thraciern in Schiffen übersetzen, die ihre Gäste um so lieber andern zuführten, damit sie nur je eher je lieber davon befreyt würden. Ausser einigen Verwüstungen aber konnten sie dießmal wenig ausrichten, nur daß sie Asien näher kennen gelernt, und um so begieriger nach seinen Schätzen wurden. Sie kehrten zurück, um mit grösserer Macht wieder zu kommen, welches eben geschah, da sich die Asiater auf einen neuen Besuch gar nicht vorsahen. Jetzt begnügten sie sich nicht mit der Verheerung des

plat-

platten Landes, sondern versuchten ihr Glück auch an Städten, und eroberten sogar die veste Stadt Trapezunt, wo sie unsägliche Beute machten, mit der sie vergnügt nach Hause kehrten. Die daheim gebliebenen, als sie die grossen Reichthümer sahen, wollten ihr Glück ebenfalls in Asien versuchen, setzten zwischen Byzanz und Chalcedon über, eroberten Chalcedon, Nicomedien und andere Städte, plünderten und raubten ohne Widerstand, und kamen eben so glücklich wieder nach Hause.

Aus diesen Begebenheiten kann man sich leicht die Vorstellung von der damaligen Beschaffenheit des römischen Reichs, von dem nach und nach entstehenden Elend und der Entvölkerung der Provinzen machen. Die aller Orten im Reich ausgebrochene Verwirrung, nachdem der Kaiser Valerian von den Persern gefangen worden, machte die Barbaren noch kecker, ihre Einfälle fortzusetzen, unter welchen sich die Gothen besonders hervorthaten. Die Art, zur See den Weg in die römischen Provinzen zu nehmen, gefiel ihnen täglich besser. Sie merkten bald, daß sie ohne Vergleich mehr Beute machen könnten, als durch Einfälle zu Land. Die Seestädte waren wegen der Handlung blühender und reicher, zugleich weniger

ger kriegerisch, als die Städte auf dem vesten Land, und an den Grenzen. Zur See konnten sie auch viel weiter reichen, als zu Land, wo sie nichts vor sich hatten, als das ohnehin schon von ihnen verheerte Thracien. Sie lernten daher von ihren Gefangenen Schiffe bauen, übten sich im Seefahren, und dehnten die bisherigen Eroberungen und Einfälle in ihren Gedanken schon auf die entferntesten Gegenden, und alle in den drey Welttheilen liegende Provinzen des römischen Reichs aus. Die Römer wurden aber auch vorsichtiger, machten Vertheidurgs-Anstalten zur See, bevestigten die Seestädte, und bauten Flotten. Dem tapfern Kaiser Claudius gelang es endlich, ihnen solche Streiche zu versetzen, daß ihnen die Lust zum Seefahren auf lange Zeit vergieng. Hingegen mußte Aurelian das schöne von dem Kaiser Trajan ehemals eroberte Dacien ihnen Preis geben, welches die Gothen sogleich besetzten, und von dort aus unter ihrem König Ermanrich ein Reich stifteten, das nebst Dacien ganz Sarmatien umfaßte, und den Römer je länger je mehr gefährlich wurde.

Die deutschen Nationen waren wie ein reissender Strom, der an einem Orte heftiger ausbricht, wenn man ihn an einem andern aufhält.

Ob sie gleich nicht gemeinschaftlich zu Wercke giengen, hatten sie doch alle eine gemeine Absicht, die Herrschaft der Römer zu zernichten; und eben dadurch erleichterte immer eine der andern ihre Unternehmungen. So wie sich die Gothen meistens an das ihnen am nächsten gelegene Thracien hielten, so thaten die Franken ihre Einfälle in die nächsten gallischen Provinzen; die Alemannier hingegen hatten zween Wege vor sich, einen durch Rhätien unmittelbar nach Italien, den andern aber über den Rhein, und die dortigen gallischen Provinzen. Auf beyden treffen wir sie oft an. Unter dem Kaiser Gallus fehlte es wenig, daß sie sich nicht ganz von Italien Meister gemacht hätten; welches um so schlimmer für die Römer war, da nebst andern Unglücksfällen, welche sie zu gleicher Zeit drückten, die Franken nicht allein ganz Gallien ausgeplündert hatten, sondern auch in Spanien eingedrungen, und nachdem sie die Stadt Tarracona fast zerstöret, ein Theil davon auf ihren Schiffen bis nach Africa gesegelt war. Nach dem Zeugnisse des Orosius hat das Plündern in Spanien bis zwölf Jahre gedauert.

Unter dem Kaiser Aurelian kommen die nehmlichen Alemannier in Gesellschaft der Markmän-

ner

ner wieder nach Italien x). Aurelian suchte ihnen zwar die Wege zu verlegen, sie fanden aber doch Mittel durchzudringen; und als er ihnen auf dem Rücken folgte, wurde die ganze Gegend um Mayland verwüstet. Rom gerieth hierüber in die grössseste Bestürzung; jedermann fürchtete, es dürfte das Ansehen gewinnen, als es kurz zuvor unter dem Gallus gehabt. Man eröfnete die Bücher der Sibyllen, welches sonst nur in der äussersten Noth geschah. Und nachdem man gefunden, daß die Barbaren nicht über die Orte hinaus kommen würden, wo man Opfer verrichtete, wurde dieses mit allen möglichen Cärimonien ins Werk gesetzt. Vielleicht schlachtete man auch Menschen; wenigstens erbietet sich Aurelian in einem Schreiben an den Senat zu Rom, so viel Gefangene dazu herzugeben, als man verlangt. Eben die Schwäche, die den Aberglauben erzeugt, vermehrt ihn auch, wenn sie zunimmt. Dem ungeachtet litten die Römer zu Piacenza eine solche Niederlage, daß das römische Reich fast darüber zu Trümmern gegangen wäre. Die Deutschen, die das freye Feld scheuten,

x) Vopiscus nennt nur die Markmänner; hingegen Sextus Aurelius Victor die Alemannen; das Wahrscheinlichste ist, daß beyde Völker vereinigt waren.

ten, zogen sich in die Waldungen zurück; fielen aber des Nachts mit solcher Gewalt heraus auf die Römer, daß selbst ein römischer Geschichtschreiber sagt, es wäre um Rom gethan gewesen, wenn nicht nach der Eröfnung der sibyllischen Bücher und den vielen Opfern die Götter die Barbaren durch falsche Gesichte und Bethörungen irre gemacht hätten y).

Kaum war Aurelian todt, als die Franken und Alemannier Gallien aufs neue überschwemmten, bis sechzig Städte eroberten, und bereits das Land als ihr Eigenthum zu betrachten anfiengen. Gleichwie sie aber nichts mehr scheuten, als sich in Städten einzuschliessen, und Belagerungen auszuhalten: so fiel es dem Kaiser Probus nicht sonderlich schwer, sie aus ihren neuen Besitzungen über den Rhein und den Necker sogar zurück zu treiben. Probus hatte im Sinne, die ganze Nation wehrlos zu machen; man mußte sie aber erst in seiner Gewalt haben. Ihre Waffen waren ohnehin schlecht genug, und konnten bald wieder hergestellt werden. Von den Franken versetzte er mehrere nach Thracien. Allein, Himmel und Erde, und vornehmlich die Arbeit, die man von ihnen forderte, mochten ihnen

y) Ap. VOPISCUM. *in Aureliano.*

nen zuwider seyn; genug, sie ergriffen einen Vorsatz, der, durch Verzweiflung eingeflößt, durch Muth und Herzhaftigkeit ausgeführt, durch Glück unterstützt, die Welt in Erstaunung setzte. Sie brachten einige Fahrzeuge in ihre Gewalt, durchschiften den Hellespont, stiegen in Griechenland und Africa verschiedenemale an das Land, zu plündern, und sich Lebensmittel zu verschaffen, kamen nach Sicilien, eroberten die berühmte Stadt Syracus, bey welcher einstens die ganze Macht der Athenienser gescheitert war, schifften endlich von dem mittelländischen Meer in den Ocean, und kamen glücklich an den deutschen Küsten an. Vopiscus sagt zwar, es seyen ihrer wenig nach Hause gekommen; aber Zosimus sowohl als Emenius melden, sie haben wenig Schaden gelitten. Der letzte macht so gar eine durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigte Anmerkung, daß nichts vor entschlossenen Seeräubern sicher sey, so weit immer Schiffe reichen können.

Der Kaiser Diocletian sah endlich, daß dem Reich seine Grösse zur Last fiel, und daß so sehr von einander entfernte, von so unruhigen Nachbarn umgebene Grenzen unmöglich von einem einzigen Regenten könnten geschützt werden. Er nahm sich daher den Maximianus Herculeus zum Ge-

hilfen an *), und bald darauf auch **) den Constantinus Chlorus und Maximinus Galerius unter dem Titel von Cäsarn. Jeder derselben bekam gewisse Länder zur Regierung und Vertheidigung. Diese Theilung hatte ihre schlimme Seite; jeder wollte so groß und so mächtig seyn, einen so ansehnlichen Hofstaat, eben so zahlreiche Kriegsheere haben, als der andere; wodurch die innere Bedrückung der Provinzen, die Proviant- und Recrutenlieferungen, nebst den Geldauflagen sehr vermehrt wurden. Auf der andern Seite aber ist es auch gewiß, daß die Deutschen nie so sehr im Zaum gehalten, und die Grenzen so gut gedeckt gewesen, als zu den Zeiten des Maximinus, des Constantius und des Constantinus. Wir haben gehört, wie hart letzterer einigen fränkischen Prinzen begegnet sey. Seine Lobredner sahen dieses an als eine Wirkung, die das Gefühl eigener Kräfte und der römischen Ueberlegenheit bey ihm hervorgebracht hätte. Und dennoch ist dieser Constantin eben der Kaiser, dem der Kaiser Julian den Vorwurf macht, er habe zuerst die Barbaren erhöhet, das ist, zu den wichtigsten Kriegs- und Staatsämtern befördert. Er

*) im J. Ch. 268.

**) im J. Ch. 229

Er hatte immer eine Menge Alemannier und Franken um sich. Der Alemannische König Euroc war derjenige, der ihm am meisten Muth zu seinem Unternehmen gegen den Maxentius gemacht hat; und der Frank Bonitus einer seiner besten Generale, der ihm ungemeine Dienste in seinen bürgerlichen Kriegen geleistet.

Man bürdet dem Constantin noch einen Staatsfehler auf, der in der Folge sehr viel zum Verfall des römischen Reichs beygetragen haben soll, nehmlich die Verlegung der kaiserlichen Residenz nach Konstantinopel. Allein, Constantin hatte schon damals die Theilung des Reichs im Sinne, und Konstantinopel sollte nicht sowohl die Hauptstadt des Reiches, als die Residenz desjenigen unter seinen Prinzen seyn, dem der Orient zu Theil würde; die Theilung aber an sich war durch die Umstände der Zeit einigermassen nothwendig geworden. Und wenn es doch zuträglich ist, daß ein Regent sich da aufhalte, wo die Stärke und der Mittelpunkt der Kräfte seines Reiches ist: so mußte gewiß die Residenz nicht zu Rom, oder in Italien aufgeschlagen werden, welches viel zu schwach war, um ein Reich, wie das Römische, in der Ordnung zu halten, und schon lange nichts mehr zu dessen Erhaltung, oder den

Heeren, als den Namen hergab. Die ewigen Kriege hatten ohnehin von langer Zeit die Kaiser gehindert, sich in Italien aufzuhalten, und das hämische Wesen des römischen Volks benahm ihnen vollends alle Lust dazu.

Zosimus macht ihm noch den Vorwurf, er habe die Grenzen von Besatzungen entblößt, und hingegen die Städte mit Soldaten beschwert. Die Erfahrung aber spricht für den Constantin. Genug, daß die Grenzprovinzen unter ihm einer sonst wenig bekannten Ruhe genoßen. Vielleicht wollte er dadurch, daß er die Grenzsoldaten zum Theil in die Städte verlegt, dem Gewerbe der Städte etwas aufzuhelfen, indem er die Soldaten ihren Sold darinn verzehren ließ; oder sollte dieses zur Wiederherstellung der Kriegszucht dienen? Die Grenzsoldaten bauten sich meistens an, hielten Vieh, trieben den Ackerbau, verlegten sich sogar auf die Handlung; und nun braucht es nicht einmal zu fragen, ob sie gute Soldaten gewesen.

Unter den Söhnen Constantius, so lang das Reich getheilt war, und jeder Prinz in den Grenzen des seinigen sich aufhielt, war alles ziemlich ruhig; so bald aber Constantius allein Herr ward, fiengen die alten Unruhen wieder an. Constantius, nachdem er seinen Gegner Magnentius über-

überwunden hatte, zeigte sich auch an dem Rhein, weil die Alemannier ihre alten Wege nach Gallien wieder gefunden. Sie bathen aber um Friede, als er angelangt; und Constantius, der ohnehin kein Liebhaber vom Krieg war, willigte gern in ihre Bitte. Da er sich zu bald entfernte, gieng das Feuer erst recht an. Die Deutschen, die schon lange keinen Beherrscher der ganzen römischen Monarchie in der Nähe gesehen hatten, glaubten Wunder, was für grosse Dinge Constantius ausführen würde. Da er aber nicht allein nichts that, sondern auch sein Heimweh nach dem weichlichern Oriente nicht verbergen konnte, wurden sie muthiger, als zuvor. Constantius war noch in Italien, als er einen Bothen über den andern erhielt, Gallien liege in Zügen, und werde von den Barbaren von Grund aus verheeret. So ungern er auch daran kam, mußte er sich doch entschliessen, seinen Vetter, den in der Folge so berühmt gewordenen Kaiser Julian, zum Cäsar zu erklären, und ihn nach Gallien, zu Besorgung der dortigen Angelegenheiten und zu Wiederherstellung der Ruhe, zu schicken.

Julian fand ein grosses Feld vor sich, seinen unerschrockenen Muth und seine Einsichten in das Kriegswesen zu zeigen. Er war noch nicht

an dem Ort seiner Bestimmung angelangt, als er die Nachricht erhielt, daß die Franken die Stadt Kölln, die einzige Vormauer des römischen Reichs am Niederrhein, die seit ihrer Stiftung den Deutschen ein Dorn in den Augen gewesen, eingenommen und geplündert hätten. Auf der andern Seite aber streifte ein Heer Alemannier noch mitten in Gallien herum. Diese suchte er zuerst hinauszuschaffen. So bald der Winter verflossen, gieng er auf verschiedene Partheyen derselben los, zerstreute sie, und marschirte mitten unter Feinden, und Gefahren an den Rhein, wo die Alemannier von Straßburg bis Maynz alle Städte in ihrer Gewalt hatten, und die Gegenden davon bewohnten; denn von den Städten selber, die sie als Kerker ansahen, mochten sie nach deutschem Brauch nichts hören. Die Stadt Brumst (Brocomagus) wurde von den Römern zuerst wieder besetzt, und zugleich ein Schwarm von Feinden, der sich entgegen stellte, zurückgetrieben. Julian geht hierauf nach dem Niederrhein, und setzt so lang in die Franken, bis sie Kölln wieder abtreten. Dieses glücklichen Erfolgs aber ungeachtet, kann er seine Soldaten nicht dahin bringen, die Winterquartiere in den Gegenden am Rhein zu nehmen. Er zieht sich daher bis nach Sens zurücke; allein, auch hier

hier statten ihm die Deutschen mitten im Winter einen Besuch ab, belagern ihn dreyßig Tage lang, und Julian muß selbst bey Tag und bey Nacht auf den Wällen seyn, um nur den Seinigen Muth genug einzusprechen, daß sie ihn nicht mit der Stadt den Feinden übergeben.

Ueberhaupt, anstatt daß der vorige Feldzug die Deutschen sollte schüchtern gemacht haben, brechen sie mit größerer Gewalt aller Orten los. Eine Partie wagt sich mitten durch die römischen Quartiere, kömmt bis nach Lion, verwüstet die ganze Gegend, die Stadt allein ausgenommen, die sie nicht bezwingen kann. Julian macht sogleich Anstalten ihr den Rückzug abzuschneiden. Die römischen Generals aber lassen selbst die meisten aus Eifersucht gegen den Julian entwischen. Sobald es die Jahrszeit verstattete, geht Julian wieder an den Rhein, jagt alle Barbaren, die sich an dem römischen Ufer ansäßig gemacht, über den Fluß, und baut in der Nachbarschaft desselben die von ihnen zerstörte Vestung Zabern (tres Tabernas) wieder auf, weil sie über die dortigen Gegenden meistens den Weg nach Gallien nahmen. Der Vestungsbau war noch nicht zu Ende gebracht, als die Alemannier den römischen General Barbatio überfielen, in die Flucht trieben,

 den

und bis Basel verfolgten; wobey sie den größten Theil der römischen Bagage erbeuteten. Nun dachten sie, würde bald auch Julian zum Weichen gebracht werden. Sieben alemannische Könige setzten sich mit vereinigten Kräften zu Straßburg, schickten Gesandte an den Julian, mit dem Bedeuten, ungesäumt die Gegenden (das Elsaß) zu verlassen, welche sie sich durch das Schwert und ihre Tapferkeit erworben hätten. Unter den Verbundenen stund der König Theodomar in dem größten Ansehen, weil er den zum Cäsar ernennten Decentius in einem Treffen überwunden, viele Städte erobert und verwüstet, und lange Zeit ganz Gallien durchstreift hatte. Julian ließ sich aber nicht allein durch ihre Drohungen nicht irre machen, sondern gieng ihnen, nach geendigtem Vestungsbau, selbst entgegen. Sobald beyde Heere einander zu Gesichte bekommen, machten sie sich zu einem Treffen gefaßt. Die Alemannier stellten, nach dem schon von dem Tacitus bemerkten Brauch, zwischen ihre Reuter leichte Fußgänger, um den römischen, bey welchen viele ganz geharnischte (Clibanarii) waren, um so besser gewachsen zu seyn. Diese Fußgänger mußten, während dem die Reuter miteinander fochten, suchen unter das Pferd zu kommen, dasselbe zu

tödten,

tödten, und den Reuter auf solche Art aus dem Sattel zu heben. Das Alemannische Fußvolk aber rief vor dem Treffen den Königen zu, von den Pferden zu steigen, damit keiner entweichen, und die Seinigen verlassen könnte. Theodomar that es sogleich, und die übrigen folgten seinem Beyspiel. Das Treffen war hartnäckig und zweifelhaft. Die Römer siegten bald, bald mußten sie weichen; nachdem die Reuterey ihres rechten Flügels die Flucht ergrief, schien sich der Sieg ganz auf die Seite der Alemannier zu neigen. Das römische Fußvolk behauptete aber seinen Stand mit größerer Tapferkeit; und als endlich die in römischen Diensten stehenden Bataver herbey eilten, um ihren Landsleuten, die am meisten im Gedränge waren, Luft zu machen, sahen sich die Alemannier ihrer Seits nach der Flucht um. Theodomar ward auf derselben mit seinem Gefolge gefangen, und nach Rom geschickt. Nach dieser Niederlage mußten die Alemannier ihre Gedanken, sich in dem Elsaß und in Gallien fest zu setzen, auf eine Zeit lang fahren lassen. Als aber Julian in dem Orient gegen die Perser geblieben, fielen sie die römischen Provinzen desto heftiger an. Unter den Kaisern Valentinian und Gratian machten sie unter allen deutschen Völ-

kern den Römern am meisten zu schaffen, bis endlich durch die grosse Völkerwanderung dem bisherigen System ein Ende gemacht worden, und ganz Europa eine andere Gestalt bekam.

Neuntes Kapitel.

Verfall des römischen Reichs. Völkerwanderung. Ankunft der Hunnen in Europa. Folgen davon. Krieg der Gothen mit den Römern.

Durch die starken Einfälle der Barbaren wurde das römische Reich immer mehr entkräftet. Die Städte erwehrten sich ihrer zwar noch ziemlich; das platte Land hingegen, ohne welches die Städte auch nicht bestehen können, war ein ewiger Raub von ihnen; und, was das schlimmste war, derjenige, der es bauen sollte, ward selbst als eine Beute weggeführt. Wenn er sich auch durch die Flucht rettete, konnte er die Früchte seiner Arbeit nicht einerndten, und hatte weder so viel, daß er leben, noch daß er seine Felder wieder bestellen konnte. Dadurch geschah es endlich, daß ungeheure Strecken der fruchtbarsten

Länder, nach dem Ausdruck des heiligen Hieronymus, den Wüsteneyen und Sandhügeln von Libyen glichen. Man suchte zwar den entvölkerten Provinzen dadurch zu helfen, daß man eine Menge Ausländer, und manchmal ganze barbarische Nationen in dieselben versetzte, welche aber theils ihren alten Hang zum Müßiggang beybehielten, theils schlechte Patrioten wurden. Die Römer scheinen nicht einmal die Versuche gemacht zu haben, solche aus ihnen zu bilden. In ihren Gesetzen wird immer ein wesentlicher Unterschied zwischen den alten Einwohnern, und den Colonisten gemacht. Wir haben ein Gesetz von den Kaisern Valentinian und Valens, in welchem die wechselweise Ehe zwischen einem Provincialen, und Gentilen bey Lebensstrafe untersagt wird a). War es Nationalstolz, der ihnen diese Gesinnungen einflößte: so zeigte er sich am unrechten Orte. Da man bereits Consuln von barbarischer Her-

a Nulli provincialium, cujuscunque ordinis aut loci fuerit, cum barbara sit uxore conjugium; nec ulli gentilium provincialis femina copuletur. Quodsi quae inter provinciales atque gentiles affinitates ex hujusmodi nuptiis extiterint, quod in iis suspectum vel noxium detegitur, capitaliter expietur. COD. THEOD. L. 3. T. 14.

Herkunft in ihren Jahrbüchern, und eben der gleichen Generals an der Spitze ihrer Heere erblickte: so war es lächerlich, einen so strengen Unterschied bey den Heyrathen zu machen. Und wenn es Politik war, so scheint sie eben so übel angebracht zu seyn.

Ein anderes Uebel, das die Städte sowohl als das Land plagte, waren die übermäßigen Anlagen. In dem nämlichen Maaße, als die innern Kräfte des Reichs abnahmen, stiegen diese. Die Gelder, die man entweder jährlich, oder von Zeit zu Zeit den Barbaren geben mußte, beliefen sich auf erstaunliche Summen. Von seinen unermeßlichen Reichthümern ist der römische Staat in die äusserste Armuth durch diejenigen versetzt worden, die die Fürsten gelehrt haben, durch Geld Frieden von den Barbaren zu kaufen, sagt Julian zu seinen Soldaten, als sie Geld verlangten b). Freund und Feinde wollten Geld haben; alle benachbarten Nationen bis auf die in ihren Wüsten herum irrenden, und der übrigen Welt kaum bekannten Saracenen foderten Geld. Julian hatte endlich das Herz den letzten zu antworten, daß er Eisen und kein Gold habe. Nebst den Barbaren koste-

b) AMMIAN. MARCELLIN. L. 24.

kosteten die eigenen Soldaten viel mehr als zuvor; weil man die Stärke der Heere nach der Menge schätzte, und die alte Kriegszucht zu Grund gehen ließ. Nach dem Zeugniß des Vegetius haben die alten Römer gegen die stärksten Feinde nicht mehr denn zwo Legionen, und nebst diesen einige Hilfstruppen ihrer Bundsverwandten gebraucht c). Hingegen führten bereits Constantin und seine beyden Gegner Maxentius und Licinius ungeheure Kriegsheere ins Feld.

Was endlich die Barbaren und Soldaten übrig liessen, raubte der unersättliche Geitz der Höflinge. Ammian Marcellin beschuldigt den Kaiser Constantin, daß er zuerst den Höflingen und Vorstehern der Provinzen zu viel nachgesehen, und ihrem Geiz keinen Einhalt gethan. Constantius mästete sie mit dem Mark der Provinzen, sagt der nehmliche Geschichtschreiber. Valentinian der ältere vergrösserte das Uebel, daß er den Generalen und vornehmsten Officieren der Armee die nehmlichen Wege öffnete, ob er gleich die Ausschweifungen der gemeinen Soldaten mit einer unbiegsamen Härte bestrafte. Unter allen aber waren

c) Tanta in illis erat, exercitatio, tanta fiducia, ut cuivis, bello duae legiones crederentur posse sufficere, VEGET, *de re milit*, *L.* 2. *C*, 4.

waren die Verschnittenen, die am Hofe das meiste zu sagen hatten, die schlimmsten. Ihr Geldgeiz, sagt der nehmliche Geschichtschreiber, überstieg alles, was menschlich ist. Das Unbegreiflichste war, wie er bey Leuten entstund, die für keine Nachkommenschaft zu sorgen hatten. Zween der vernünftigsten Männer der damaligen Zeiten suchten uns diese moralische Erscheinung aufzuklären. Der Poet Claudian sagt, daß sie das Gold als eine Entschädigung dessen ansehen, was ihnen an andern Lüsten abgeht d). Ammian Marcellin, daß sie aus Abgang der Kinder, und anderer Gegenstände, woran sich ihr Affekt heften könnte, die Goldpfennnige als ihre liebsten Töchter umfangen e). Beyde machten ihnen den Vorwurf der Härte und Gefühllosigkeit in Ansehung anderer f), weil sie nichts für ihre Kinder

d) Peius in aurum
Aestuat, hoc uno fruitur succisa libido.
CLAVDIAN. *in Eutropio.*

e) Auctoritate & incitatore coetu spadonum, qui feri et avidi semper, carentesque necessitudinibus caeteris, divitias solas, ut filiolas jocundissimas amplectuntur. L. 18.

f) Eunuchus nulla pietate movetur,
Nec generi natisve cavet. CLAVDIAN. *in Eutrop.*

Kinder zu fürchten haben, oder vielmehr weil ihre Herzen durch die sanfteren Gefühle, die durch Liebe und Freundschaft erzeugt werden, nicht erweicht sind.

Alles bis auf die geringsten Curialen, einer Art von Rathsverwandten in den Municipalstädten, die die öffentlichen Gefälle einnahmen, folgte dem Beyspiel des Hofes. Wo sind die Städte, oder auch nur Flecken, wo nicht so viele Tyrannen, als Curialen sind? sagt Salvian von Massilien g). Wo ist der Ort, da nicht die Eingeweide der Wittwen und Waisen von den Fürnehmsten der Städte aufgefressen werden? Die Sache kam endlich so weit, daß man schon zu des Kaiser Julians Zeiten wünschte, die Barbaren zu Herren zu haben, und diejenigen für glücklich schätzte, die sie mit sich in die Gefangenschaft genommen hatten h). Die Bewohner der sonst berühmten Stadt Autun

g) *L.* 5. *de gubern. Dei.*

h) Porro aliæ (urbes) quas a vastitate barbarica terrarum intervalla distulerant, judicum nomine a nefariis latronibus obtinebantur. Nemo ab injuria liber. . . . . ut jam barbari desiderarentur, ut præoptaretur a miseris fortuna captorum. MAMERTIN, *Panegyr.* Juliani.

Autun verliessen ihre Stadt und Gebiet, und wollten sich lieber in den Wäldern aufhalten, als daß sie das Feld anbauten, wovon die Früchte nicht zureichten, die öffentlichen Abgaben zu entrichten, viel weniger sie zu nähren; andere entflohen selbst zu den Barbaren, um unter ihrer Herrschaft zu leben, so sehr es auch die Römer verboten i).

Wir haben gehört, daß die Kriegszucht immer mehr abnahm. Dieses Uebel hatte verschiedene Quellen. Bereits hatten die asiatischen Reichthümer die römischen Sitten untergraben, und den Römern nach und nach eine Abneigung gegen das beschwerliche Kriegshandwerk eingeflößt. Unter den Kaisern, da das Verdienst oft selbst zum Verbrechen angerechnet wurde, vergruben sich Leute von Genie und großen Talenten lieber in einer stillen Muse, als daß sie ihrem Vaterland mit Gefahr nützlich hätten werden sollen. Diejenigen unter ihnen, die noch die Ehrbegierde aus der Dunkelheit hervorzog, schränkten sich auf die minder gefährlichen Bedingungen ein; und so geschah es zulezt, daß Vegetius, im vierten Jahrhundert nach dem Augustus sagen konnte: alles, was immer etwas von einer erhabenen Geburt

i) OROSIUS L. 7. Hist. C. 41.

burt ist, läuft jezt nach Civilbedienungen k). Ammian Marcellin bezeugt das nehmliche. Die damals schon herrschende christliche Religion, und ihre mit grossem Ansehen und Einkünften verbundene Aemter öffneten dem Adel ebenfalls neue Aussichten, bey denen er gar nichts zu wagen hatte. Daher kam es zuletzt, daß der Kriegs- und Staatsmann, die bey den alten Römern in Einer Person vereinigt waren, getrennt wurden, und der Kriegsstand so gar bey dem römischen Adel, der ohnehin alles verachtete, was ausser den Thoren von Rom gebohren war, in Geringschätzung kam. Die Kaiser arbeiteten nicht allein dieser weichlichen Denkungsart nicht entgegen, sondern sie sahen es noch lieber, daß der Adel seine große Reichthümer zu Rom in Pracht und Ueppigkeit, als bey der Armee in Kriegsdiensten, wo er die Gemüther der Soldaten hätte an sich ziehen können, verzehrte.

Der Kaiser Gallien machte sogar ein für die Römer äusserst schimpfliches Gesetz, daß kein Senator sich bey der Armee nur sollte sehen lassen

k) Honestiores quique civilia sectantur officia. FLAV. VEGETIUS de re militari. L. I. C. 7.

sen l). Wir finden auch, nachdem die Familie der Cäsarn erloschen war, kaum einige Kaiser, die aus guten römischen Häusern entsprossen waren. Auf solche Art half alles zusammen, um dem Adel den Krieg gehäßig zu machen, der nun anstatt der Heldenthaten seiner Voraltern seinen Stolz in den übertriebensten, und eben so geschmacklosen als lächerlichen Luxus setzte, wovon uns Ammian Marcellin ein so treffendes Bild hinterlassen m).

Das römische Volk hatte ohnehin schon zu Juvenals Zeiten keine Angelegenheit, als Brod und Circensische Spiele, (panem et Circenses.) Ueber diesen vergaß es alles übrige; und mochten die Gothen und Franken den Himmel stürmen, so zankte es nur, und schlug sich unter einander, wer der beste Kutscher, der beste Fechter, und der beste Springer sey. Vegetius räth zwar den Römern, an statt der Ausländer, die alten Marsen, Appuler, und Peligner wieder hervor zu suchen, die sonst den Stoff der so furchtbaren römischen Legionen

l) Et patres quidem præter commune romani malum orbis stimulabat proprii ordinis contumelia: quia primus ipse metu socordiæ suæ, nec imperium ad optimos nobilium transferretur, senatum militia vetuit, etiam audire exercitum. SEXTUS AUREL. VICTOR. *in Gallien.*

m) AMMIAN. MARCEL. *L.* 14. *C.* 5.

Legionen ausgemacht haben; allein, diese wieder zu finden war eben so schwer als in Rom die alten Römer. Was die damaligen Italiener für Helden gewesen, lehren uns die zu ihrem ewigen Schimpf noch vorhandenen Gesetze, worinn die Strafen für diejenigen festgesetzt werden, die sich aus Furcht, zu Soldatendiensten ausgehoben zu werden, die Daumen abschnitten.

Es waren demnach nur die Provinzen und feindliche Nationen übrig, um die Heere zu recrutiren. Allein, nebst dem, daß dergleichen Leuten der Patriotismus und die Biegsamkeit unter die strenge Disciplin fehlte; wurde in den ohnehin entvölkerten Provinzen die Auswahl mit so viel persönlichen Absichten, und Privatvortheilen getroffen, daß immer nur die schlechteste Mannschaft zur Armee kam. Was freywillig Dienste nahm, stellte sich allemal lieber unter die leichten Truppen, als unter die Legionen, bey welchen der Dienst viel beschwerlicher war.

Als vollends die Römer die sonst zu Friedenszeiten gewohnten Kriegsübungen unterliessen, kam ihre ganze Kriegszucht in Verfall, und der Soldat wurde unter dem Kaiser Gratian so zärtlich, daß er zuerst aus Weichlichkeit den Cüras, her-

nach auch die Sturmhaube wegwarf, welche ihm in vorigen Zeiten unstreitig, nach dem Geständnisse der römischen Schriftsteller selbst, die Ueberlegenheit gegen die fast ganz nackten Barbaren verschaft hatten n). Die Kaiser merkten das Uebel, ohne die Quellen zu verstopfen. Um dasjenige zu ersetzen, was ihren Heeren abgieng, suchten sie starke Corps von Barbaren in ihrem Sold zu haben, und vertrauten zuletzt selbst den Barbaren aus einer übel verstandenen Politik das Commando ihrer eigenen Heere. Sie glaubten sich eher auf letztere verlassen zu können, als auf gebohrne Römer, weil ihre Geburt und der blosse Name eines Barbars unübersteigliche Schranken zwischen ihnen und dem Kaiserthron setzte. Eben dieses aber mußte den noch übrigen Muth der Römer ganz

n) Ab urbe enim condita usque ad tempus divi Gratiani et cataphractis et galeis muniebatur pedestris exercitus. Sed cum campestris exercitatio interveniente negligentia desidiaque cessaret, gravia videri arma cœperunt, que raro milites induebant. Itaque ab Imperatore postulabant primo cataphractas, deinde cassides deponere: sic detectis pectoribus et capitibus congressi contra Gothos milites nostri multitudine sagittariorum sæpe deleti sunt. VEGET. L. 1. c. 20.

ganz darnieder schlagen, und war gleichsam ein öffentliches Geständniß, daß sich die Barbaren besser zu dem Kriegshandwerk, als die Römer schickten. Ueber nichts würde sich ein alter Römer mehr verwundert haben, als anstatt der Scipionen, jetzt Argobasten und Stilichonen an der Spitze der römischen Legionen zu erblicken.

Einige Kaiser, als Constans und Gratian verlohren ihr Leben wegen ihres vertrauten Umgangs mit den Barbaren, und dennoch wurde in der Hauptsache von den folgenden nichts geändert. Sie wuchsen endlich, besonders im Orient, so stark an, daß ein damaliger Schriftsteller sagt, sie wären wie die Männer, die Römer wie die Weiber im Reich, die nur die Hausgeschäfte zu besorgen hätten o). Entweder müssen wir glauben, sagt er ferner, daß die Barbaren ganz weise und tugendhafte Leute sind, oder daß der Stein des Tantalus an einen ganz kleinen Faden gebunden uns über den Nacken hange. Sobald sie ihren Vortheil sehen werden, werden sie uns anfallen und überwältigen. Eben dieser bemerkt auch den lächerlichsten Contrast, daß zu eben der Zeit, da zu Constantinopel die Gothen im Cabinet sowohl als im Feld alles ver-

o) SYNESIUS *Orat. de regno.*

mochten, alle Sänften- und Wasser- und Holzträger daselbst Gothen waren. Zu Rom hingegen ahmte man sogar die Kleidermoden der Deutschen nach, und fieng an, sich gleichfalls in Pelz zu kleiden, welches die Kaiser durch strenge Gesetze umsonst zu hindern suchten.

Nichts beförderte endlich den Umsturz des Reichs mehr, als die Schwäche der Regenten. Der Körper war zwar lang zuvor schwächlich; wenn aber nur der Kopf gesund und tüchtig war: so hatte er noch allemal Hilfsmittel genug. Ein Fehler des Reiches war die Weitschweifigkeit; aber eben deswegen war es weder an Mannschaft, noch an Geld leicht zu erschöpfen. Die Barbaren, die den Römern so viel kosteten, hatten weder Manufacturen, noch Handlung; sie mußten also das meiste wieder an die Römer zurück zahlen. Mit Geld konnte man auch allemal so viel Hilfsvölker von ihnen haben, als man wollte, Trennungen unter ihnen stiften, und sie durch einander selbst schwächen. Auch war die in den römischen Heeren obgleich in Verfall gekommene Kriegsdisciplin noch immer besser, als diejenige, was die Barbaren davon angenommen hatten. Das Ganze war viel zu beschwerlich für sie, als daß sie sich einem solchen Zwang hätten unterwerfen sollen. Sie

waren auch viel zu stolz auf ihren eingebildeten Muth und Herzhaftigkeit, als daß sie nicht hätten glauben sollen, durch diese allein den Römern gewachsen zu seyn. Eine Haupthinderniß bey ihnen, dauerhafte Eroberungen zu machen, war noch, daß sie sich nichts auf die Belagerung und Vertheidigung der Städte verstunden. Man konnte ihnen daher leicht wieder abnehmen, was sie erobert hatten.

Diese einige noch übrige Vortheile verschwanden, als nach Gratians Ermordung besonders im Occident, solche den Kaiserthron bestiegen, die Alters wegen nicht im Stande waren, sich selber, viel weniger ein so grosses Reich zu regieren. Nebst diesem war die von Constantin an immer mehr und mehr nach asiatischem Fuß gemodelte innere Hofverfassung der Erziehung, wie sie ein Kaiser in den damaligen Umständen hätte bekommen sollen, ganz entgegen. Das Volk, dessen Kunst nach dem stolzen Ausdruck seines Virgils, das Regieren war p), ist von jeher verdammt gewesen, von dem Auswurf des menschlichen Geschlechtes, von Sclaven und Freygelassenen regiert zu werden.

p) TU regere imperio populos, Romane, memento: Hæ tibi erunt artes. VIRGIL. *Aeneid* L. 6.

den. Mit der nehmlichen Zuverläßigkeit, als man die Folge der römischen Kaiser angeben kann, kann man auch diejenigen unter ihren Sclaven und Freygelassenen nennen, die über sie regiert haben. Die meisten Fürsten, sagt Plinius in seiner berühmten Lobrede an den Kaiser Trajan, da sie Herren der Bürger waren, waren Knechte ihrer Freygelassenen. Durch dieser ihre Räthe, ihre Augenwinke wurden sie regiert, durch diese hörten sie, durch diese redeten sie, durch diese und sogar von ihnen begehrte man alle Ehrenstellen, die Präturen, Consulate und das Priesterthum. Du ehrest zwar deine Freygelassenen auf das höchste, aber als Freygelassene, und glaubest, ihre grössesten Ehre bestehe darinn, wenn sie für ehrliche und wackere Männer gehalten werden q). Auch sogar von dem philosophischen Kaiser Marcus Aurelius

sagt

q) Plerique principes, cum essent civium domini, libertorum erant servi, horum consiliis, horum nutu regebantur, per hos audiebant, per hos loquebantur, per hos præturæ etiam et sacerdotia et consulatus imo et ab his petebantur; tu libertis tuis summum quidem honorem, sed tanquam libertis habes, abundeque sufficere his credis, si probi et frugi existimentur. PLINIUS *Paneg. Trajan.*

sagt ein Geschichtschreiber, daß die Freygelassenes Geminas und Agaclytus vieles unter ihm vermocht haben r).

In der Folge brachten die Kaiser eine noch weit schlimmere Gattung von Höflingen aus Asien mit sich, nehmlich die **Verschnittenen**. Eine Stelle des **Lampridius** s) von dem Kaiser Alexander **Severus** giebt uns insgemein viel Aufklärung in Ansehung des innern der kaiserlichen Höfe, und entdeckt uns die Quellen der starken Veränderungen, die an denselben vorgegangen. **Alexander**, sagt er, hatte keine **Verschnittene** we-

r) Multum sane potuerunt liberti sub Marco & Vero Geminas & Agaclytus. JUL. CAPITOL. *in M. Aurel.*

s) Eunuchos nec in consiliis, nec in ministeriis habuit, qui soli principes perdunt, dum eos more gentium aut regum Persarum volunt vivere, qui a populo etiam amicissimum Principem semovent, qui internuntii sunt, aliud, quam respondetur, sæpe referentes, claudentes principem suum, & agentes ante omnia, ne quid sciat. Qui cum emti sint, & parvi fuerint, qui tandem possunt boni sapere? . . . . . Scio, Imperator Constantine, quo periculo ista dicantur apud Imperatorem, qui talibus servit, sed salva republ. posteaquam intellexisti, quid mali clades istæ habeant. LAMPRIDIUS *in Alexandro Sev.*

weder zu Rathgebern, noch zu seiner Bedienung, welche allein diejenigen sind, die die Fürsten verderben, indem sie haben wollen, daß sie nach Art des Ausländer (Orientaler) und Perser leben; die auch den leutseeligsten Fürsten von dem Volk entfernen, die, da sie des Fürsten Antworten hin und wieder tragen, oft sagen, was er nicht gesagt hat, ihn so viel möglich ist, einschließen, und ihre Hauptsorge seyn lassen, daß er nichts wisse von allem, was vorgeht. Was kann man sich gutes versprechen von denen, die gekauft sind worden, und verdorbene Menschen sind? Dieser an sich furchtsamen und mißtrauischen Leute einziges Bestreben war, aus den Kaisern stumme und unthätige Götzen zu machen, die sie nach Gefallen wenden und bewegen könnten. Das einem Kaiser nöthige Ansehen aber suchten sie durch ein kindisches Ceremoniel, durch seltene Erscheinung vor den Augen des Volkes, und durch einen übertriebenen lächerlichen Putz zu erzwingen. Wie weit sie ihre Absichten erreicht, lehrt uns der Philosoph Synesius in seiner fürtreflichen Rede von dem Reich an den Kaiser Arcadius t).

Wann

t) Quonam tempore Romanas res melius sese habuisse putas? num ex quo purpurati & inaurati estis, lapil-

Wann glaubst du, sagt er, sind die römischen Sachen besser gestanden, von der Zeit an, da ihr ganz mit Purpur, Gold, und edlen Steinen bedeckt seyd? — Da diese Cerimonien sind eingeführt worden, daß ein Kaiser gleich einer Blindschleiche sich in einem Schlupfwinkel aufhalte, und sich nicht getraue an das Tageslicht zu kommen, damit ihn die Menschen nicht erwischen, oder zur Zeit, da Leute zu obersten Befehlshabern der Kriegsheere sind aufgestellt worden, die gleichsam im Angesichte aller Menschen lebten? Gott und ein Kaiser muß uns helfen, " sagt er ferner. Freylich ein Kaiser, so wie ihn Synesius malt, würde noch das einzige Mittel gewesen seyn, das Reich zu retten.

Hin-

pillosque ex montibus barbaroque mari quæsitos alios redimitis, alios subligatis; alios cingitis, alios appenditis, aliis fibulatis, aliis insidetis — num igitur melius nunc vobiscum agitur, a quo hæ circa imperatores cærimoniæ institui cœperunt, latibulisque vos lacertarum in morem continetis, ægre forte ad solis splendorem prodeuntium, ne vos homines ipsi deprehendant; an potius tunc, cum exercitibus præficiebantur homines in propatulo vitam agentes. SYNES. *Orat. de Regno.*

Hingegen waren die Deutschen noch immer die nehmlichen. So wenig Veränderung in den Sitten einer Nation, die mit einer andern von ganz entgegen gesetzten Sitten so langen Umgang gepflogen, wird man kaum in der Geschichte bemerken. Der Krieg war noch ihr Lieblingshandwerk; die mit der Tapferkeit und Freyheit allein verknüpfte Ehre die Seele ihrer Handlungen. Weder Städte, noch Künste und Wissenschaften hatten auf dem deutschen Boden Wurzel schlagen können; noch weniger aber hat derselbe Theater, Bäder und andere dergleichen Werkstätte der Ueppigkeit getragen. Noch immer waldicht und sumpficht, und nur zur höchsten Nothdurft angebaut hat er noch nicht die sonst dem Menschen so natürliche Neigung zu seinem Geburts- und Erziehungsort seinen Bewohnern einflößen können. An allen Orten und Enden derselben stunden ganze Nationen zum Ausmarsch bereit, am Niederrhein die Franken, am Oberrhein die Alemannen, an der Oberdonau die Markmänner, Quaden, Sueven, an der Niederdonau die Gothen. Hinter und neben diesen waren noch eine Menge anderer mit gleichen Gesinnungen, und drückten oft auf die ersten, wenn diese nicht Platz machen wollten; sogar an den Seeküsten

warteten einige auf günstige Gelegenheit sich anderwärts niederlassen zu können.

Wenn wir die ganze Geschichte der Menschheit durchgehen, finden wir nicht, daß die Nationen, die sich aus dem Ackerbau ein wahres Geschäfte machten, sich in andere Länder verpflanzt hätten. Der Ackersmann hat eine stete Wohnung, in der er gebohren wird, aufwächst, seinem Vater die Augen schließt, und selbst Vater wird, eine Wohnung, die er liebt, weil sie sein ist, wenn sie auch noch so schlecht ist. Die Erde, die ihn nähret, wird nach und nach seine Vertraute und Freundin, die er desto mehr liebt, je mehr er sie anbaut. Wie hart kömmt es ihn oft an, einen einzigen Baum zu verlassen, den er selbst gepflanzt, gewartet, und zum Baum gemacht hat! Bey dem Deutschen war aber der Ackerbau noch immer das letzte Zufluchtsmittel, das er nur ergrief, wenn alles andere fehlte. Die Gallier, ihre Nachbarn, waren reich und schwach, sagt Tacitus (dites & imbelles.) Hierinn lag Grundes genug, sich vielmehr auf Unkosten derselben, als durch eigene Arbeit zu nähren. Sie dachten nicht, daß sie aus Deutschland ein Gallien machen könnten, wenn sie wie die Gallier arbeiteten; Gallien hingegen unter ihren Händen dem

wal-

waldichten Deutschland gleich werden müsse, wenn sie ihre Gedenkungsart in ihren neuen Besitzungen nicht änderten.

Was einige aus freyer Willkühr thaten, dazu wurden andere durch die Noth gezwungen. Diese an keine ståte Wohnungen gebundene Völker waren in einer so wunderlichen Lage, daß, wenn sich nur ein einziges bewegte, oder einen Stoß bekam, alle die übrigen ihn empfanden. An statt daß die Nationen heut zu Tage, wenn sie sich im freyen Felde nicht mehr gegen ihre Feinde halten können, sich in den Städten und Vestungen verbergen, warfen sie sich damals auf ihre benachbarte, und wurden von dieser oft zurück auf eine dritte geprellt, und von dieser abermal weiter, bis sie eine Ausflucht fanden, und zuletzt oft an Orte und Stellen kamen, von denen sie sich anfangs nichts hatten träumen lassen, gleich einem Ball, der, wenn er oft genug hin und wieder geworfen ist, oft eine Direction bekömmt, die seiner ersten ganz entgegen ist. Dieses war der eigentliche Fall der meisten Völker, die das römische Reich zu Grunde richten halfen, nur daß man nie vermuthet hätte, daß der erste Stoß von der Seite herkommen würde, wie es hernach geschehen.

Der asiatische Norden war mit eben so unruhigen und kriegerischen Nationen bevölkert, als der europäische, nur daß man sich in Europa wenig bekümmerte, was in demselben vorgieng. Um das Jahr 376. gieng eine derselben unter dem Namen der Hunnen unvermuthet über die mäotische See, überwältigte die Alanen, und stürzte sich sogleich auf die Nachbarn derselben, die Gothen, die nun ebenfalls gezwungen waren weiter zu gehen. Hier haben wir die Losung zu jener grossen Begebenheit, die unter dem Namen der **Völkerwanderung** in der Geschichte vorkommt. **Ammian Marcellin** u) und Jornandes x) sagen, sie hätten mehr den wilden Thieren, als den Menschen geglichen. Die Gothen glaubten sogar, sie wären nicht von Menschen, sondern von bösen Geistern und **Alraunen**, das ist, von Weibern, die der Gothische König **Filimer** der Hexerey wegen ehmals in die Wüste verjagt hätte, erzeuget worden. So viel wissen wir nun, daß sie, der Gestalt nach, den heutigen **Kalmucken** fast ganz ähnlich waren; sie waren breitschulterigt, von dicken kurzuntersezten Leibern, hatten ganz kleine Augen, dicke, breit gepletschte Gesich-

u) *Histor. L. 31. C. 1.*

x) *De rebus geticis c. 24.*

sichter. Zu ihren Speisen brauchten sie kein Feuer. Tag und Nacht brachten sie fast auf den Pferden zu; sie waren daher gute Reuter, und zugleich vortrefliche Pfeilschützen. Wenn noch etwas von ihrer Sprache übrig wäre, würden wir leichter bestimmen können, welche dermalen noch vorhandene Völker mit ihnen verwandt seyn y).

Die Macht der Gothen stund eben am höchsten, als der fürchterliche Schwarm der Hunnen angerückt kam. Der Gothische König Hermanreich, der sich durch seine Tapferkeit zeither so viel Ansehen bey allen seinen Nachbarn erworben hatte, verlohr den Muth zu fechten, aber nicht zu sterben. Damit er seinen bisherigen Ruhm nicht überlebte, brachte er sich selbst um das Leben. Sein Nachfolger Vithimer setzte sich zur Wehre, blieb aber im Gefechte. Alatheus und Saphrax, zween tapfere gothische Generals, übernahmen die Sorge über seinen noch unmündigen Sohn Viderich, getrauten sich aber nicht, den Hunnen unter das Gesicht zu treten, sondern zogen sich mit dem grösten Theil der Nation zurück an den Niester (Donastus), einen Fluß zwischen der Donau und

y) Ein mehreres von ihnen kann man lesen in Gatterers Einleitung in die Synchronistische Universalhistorie, p. 658. seq.

und dem Nieper (Borysthenes). Bis daher hatten es nur die Greuthunger, oder jener Theil der Gothen mit den Hunnen zu thun, die hernach unter dem Namen der Ostgothen in der Geschichte so berühmt geworden. Athanarich, König der Therwinger, eines andern Astes der gothischen Nation, den die Reihe nun traf, nahm sich vor, stand zu halten, und verschanzte sich an dem Niester. Allein, die Hunnen passirten den Fluß, ehe Athanarich noch etwas von ihrer Annäherung erfahren hatte. Ganz voller Schrecken zog er sich hierauf eilends in die Carpathischen Gebirge zurück. Athanarich würde nicht entkommen seyn, wenn nicht die bereits gemachte große Beute die Hunnen gehindert hätte, mit ihrer sonst gewohnten Geschwindigkeit zu marschiren. Alle noch übrigen Therwinger und andere gothische Nationen, durch die bisherigen Vorgänge ganz betäubet, faßten nun einmüthig den Entschluß, alles im Stich zu lassen, und sich anderwärts entweder mit Gewalt oder in Gutem niederzulassen, wie es die Umstände erlauben würden. Die Auswahl fiel auf Thracien, theils wegen seiner guten Weyden, da sie gleich den übrigen Deutschen mehr von der Viehzucht als dem Ackerbau lebten, theils wegen der Donau, die sie sich zur Vormauer gegen so

wilde Feinde aussahen. Es wurden sogleich Gesandte an den Orientalischen Kaiser Valens geschickt, mit dem Ersuchen, die Gothen in Thracien aufzunehmen, wo sie sich ganz ruhig verhalten, und den Römern, im Falle sie es brauchten, mit Hülfsvölkern beystehen wollten.

Zu Konstantinopel hate man schon von den Bewegungen der Hunnen gehört; die Sache aber ganz kaltsinnig aufgenommen. Denn daß sich die Barbaren untereinander ermordeten und vertilgten, erweckte vielmehr Vergnügen als Bestürzung. Man glaubte auch, daß das Kriegstheater zu weit von den Gränzen des Reichs entfernt wäre, als daß man etwas zu besorgen hätte. Der unerwartete Antrag der Gothen machte zuerst die Aufmerksamkeit des Hofes rege. Man berathschlagte sich darüber. Eines theils schien es gefährlich zu seyn, so viele Leute, die zu allen Zeiten Feinde des Reiches gewesen, in dasselbe aufzunehmen, andern theils aber wurde die freywillige Unterwerfung einer so kriegerischen Nation für einen großen Vortheil des Reichs gehalten. Einige Schmeichler wünschten dem Kaiser Valens Glück, daß sich so viele tapfere Leute freywillig zu seinem Dienst einstellten, wodurch die zur Recrutenhebung erfoderlichen beträchtlichen Geldsummen erspart, und dem kai-

kaiserlichen Schatz zuwachsen würden. Man genehmigt also den Antrag, und fertigt sogleich Commissarien ab, um die Uebersetzung der Gothen zu besorgen. Alle Mühe wird angewendt, damit nur keiner zurückbleibe; Schiffe, Fahrzeuge, und sogar ausgehöhlte Bäume werden herbeygeschaft, um die Sache zu beschleunigen. Viele konnten nicht warten, bis die Reihe an sie kam, und suchten durch Schwimmen über den Fluß zu kommen. So sehr war man beschäftigt, sagt Ammian Marcellin, dem Reich seinen Untergang herbey zu holen. Die ersten, die herüber kamen, waren Alavius und Fridigernus mit dem Ueberrest der Thervinger. Sie betrugen sich ihrem Versprechen gemäß ganz ruhig; hingegen wurden sie durch den Geiz der römischen Generale auf das schändlichste mißhandelt. Jeder suchte Gewinn aus ihrer Noth zu ziehen. Sogar schaften die Römer Hunde herbey, so viel sie auftreiben konnten, verkauften sie den von allen Lebensmitteln entblößten Gothen, und liessen sich aus Abgang des Geldes Menschen dafür geben; mit Weibern und Knaben aber wurde der schändlichste Unfug getrieben.

Indessen kam auch Viderich, der König der Greuthunger, mit seinen Vormunden Alatheus und Saphrax an die Donau, und verlangte, daß

man ihn übersetzen sollte. Der Hof fieng aber bereits an schüchtern zu werden, und besorgte, eine so ungeheure Menge fremder Gäste dürfte dem Staat mit der Zeit gefährlich werden. Viderich ward daher abgewiesen. Die schon übergesetzten Gothen hingegen wollte der General Lupicin, der das ganze Geschäfte besorgte, nun weiter in das Innere von Thracien abführen. Weil er sich aber seiner Niederträchtigkeiten, wodurch er die Nation zum Unwillen gereizt hatte, selbst zu sehr bewußt war, entblößte er die Donau von den ordentlichen Wachten, um die Gothen auf dem Weg um so besser in Schranken halten zu können. Nicht sobald merkten die an dem andern Ufer noch sich aufhaltenden Greuthunger, daß die Donau nicht besetzt war, als sie den Fluß wider den Willen der Römer in möglichster Eil paßirten. Der schon mißvergnügte Fridigern marschirte mit Fleiß langsam, um ihnen den Uebergang zu erleichtern, und allenfalls in der Folge zu ihnen zu stossen.

Als Fridigern zu Marcianopel angelangt, lud ihn Lupicin zu sich in die Stadt. Von den übrigen Gothen ließ man niemand hinein, so sehnlich sie auch solches verlangten, um sich Lebensmittel zu kaufen. Die Gothen brauchten endlich

Ge-

Gewalt, und in einem hierüber entstandenen Handgemeng kamen sowohl von ihnen, als von den Römern viele um. Lupicin, als er solches erfahren, ließ die von dem Fridigern mit sich gebrachte Wache tödten, damit nicht auch in der Stadt Lermen entstünde, welches vollends die Gothen in Wuth brachte. Dem Fridigern war hierbey nicht wohl zu Muthe; aber als ein Mann von einer ungemeinen Gegenwart des Geistes stellte er dem Lupicin vor, das einzige Mittel, seine erzürnten Landsleute zu besänftigen, sey, daß er zu ihnen ins Lager gelassen werde, um durch Ermahnungen sowohl als Befehle sie auf andere Wege zu bringen. Lupicin gestattete solches. Er geht, wird mit gröstem Frohlocken aufgenommen, aber nicht als Friedensmittler, sondern als Anführer zum Kriege; denn sonst wollten sie nun nichts mehr hören. Den Römern wird alle Freundschaft aufgesaget, und durch Morden und Plündern der Anfang zu Feindseligkeiten gemacht. Lupicin sucht zwar einigen Widerstand zu thun; wird aber mit den Seinen in die Flucht getrieben. Nach seiner Entfernung waren die Gothen von allen Gegenden an der Donau Meister, und wirthschafteten so übel, daß die damaligen Geschichtskundigen behaupteten, das römische Reich habe niemal

so traurige Zeiten erlebet. Alles, was von Gothen hin und wieder im Reich anzutreffen war, theils diejenigen, welche noch vor der großen Einwanderung derselben in das römische Reich waren aufgenommen worden, theils, welche von Kaufleuten als Sklaven zu verschiedenen Zeiten gekauft, hauptsächlich aber die, welche bey der letztern Uebersetzung um ein wenig Wein und Brod, oder gar um einen Hund waren vertauscht worden, gesellten sich nun zu dem Fridigern, und verriethen ihm alle Orte, wo Beute zu machen war. Weil sie durch ihre eigene Erfahrung gelernt hatten, daß die Menschen in dem Lande, wo sie jetzt waren, eine gangbare und sehr angenehme Waare seyn, schleppten sie alles mit sich fort, was nicht in der ersten Hitze getödtet wurde.

Valens war eben zu Antiochia, als ihm diese traurigen Nachrichten zu Ohren kamen. Was er von Truppen entbehren konnte, schickte er sogleich voraus nach Thracien, er selbst folgte, und ersuchte auch seinen Bruders-Sohn, den Occidentalischen Kaiser Gratian, ihm mit Mannschaft beyzustehen. Die voraus gegangenen Generals griefen bey ihrer Ankunft die Gothen hitzig an, konnten aber wegen der Menge derselben, und ihrer tapfern Gegenwehre nichts ausrich-

richten. Sie wählten daher einen andern Weg, sich ihrer Feinde zu entledigen. Weil die Gothen sich nicht auf die Belagerung der Städte verstunden: so sollten alle Lebensmittel von platten Lande in dieselben gebracht werden, damit sie endlich vom Hunger entweder zum Rückzug genöthiget, oder aufgerieben würden. Zugleich besetzten sie alle Zugänge des Gebirges Hämus, worinn sich mehrere Gothen zu ihrer grösserer Sicherheit aufhielten; und warfen noch Wälle und Verschanzungen davor auf, um ihnen alle Zufuhr abzuschneiden. Allein, dieses hatte die gehofte Wirkung nicht. Einer Seits waren die Gothen mehr Meister von dem platten Lande, als die Römer; anderer Seits aber wären die letztern fast selber durch die ausser dem Gebirge herumstreifenden Gothen, und von Hunnen sogar und Alanen, welche die Begierde, Beute zu machen, herbeyzog, eingeschlossen worden.

Indeß rückten die beyden Kaiser, Valens aus dem Orient, Gratian aus dem Occident, mit frischen Armeen an. Gratian schlug gleichsam im Vorbeygehen die Lentienser, ein mächtiges alemannisches Volk, das auf die Nachricht der Unruhen im Orient, und der bevorstehenden Abreise des Gratian einen Einfall in die römi-

schen Provinzen gethan hatte. Er meldete dieses dem Valens, und ersuchte ihn bis zu seiner Ankunft nichts vorzunehmen. Allein, Valens, es mag nun entweder aus Eifersucht gegen den tapfern Jüngling, oder aus einem heimlichen Mißtrauen, weil Gratian nicht der arianischen Lehre, wie er, zugethan war, oder auf Anrathen seiner Generale, die durch einige über die Gothen erhaltene Vortheile stolz geworden, geschehen seyn, läßt sich, ohne die Ankunft des Gratian zu erwarten, in ein Treffen ein, welches für die Römer seit der Schlacht bey Cannä das unglücklichste war. Valens selbst gieng verlohren, ohne daß man jemals mit Gewißheit hat erfahren können, wo er hingekommen. Einige behaupteten, er sey auf dem Wahlplatz durch einen Pfeil erschossen worden; einer, der selbst dabey wollte gewesen seyn, sagte aus, er habe sich nach der Schlacht in ein Haus geflüchtet, welches von den Gothen, ohne zu wissen wer sich darin aufhalte, wäre angezündet worden. Die übrigen Römer wurden dermassen auseinandergesprengt, daß keiner mehr von dem andern was wußte.

Die Gothen giengen nach diesem wichtigen Sieg auf Adrianopel, und selbst auf Konstantinopel los. Sie prellten auch an und wagten ei-

nige Stürme, wurden aber mit blutigen Köpfen abgewiesen. Wenn sie sich nur ein wenig auf die Belagerung der Städte verstanden hätten, würden sie sich Meister von dem ganzen Orient haben machen können. Ihr Anführer Fridigern hatte ihnen gleich bey ihrem Eintritt in die römischen Provinzen gerathen, mit den Mauern Frieden zu halten, und den Krieg nur mit offenen Orten zu führen. Diesen Rath mußten sie sich endlich, wiewohl gezwungener Weise, gefallen lassen. Von ihren weitern Schicksalen weiß man wenig, nur daß sie in verschiedenen Haufen herumgeschärmt wovon einige sich sogar nach dem Occident gewendet, aber auch wieder über die Donau zurückgekehrt sind. Zosimus meldet, ein gewisser Modares, ein in römischen Diensten stehender Goth, habe ihrer viele erlegt; andere schreiben dem Theodosius, den Gratian nach des Valens Tod zum Kaiser im Orient ernennt hatte, verschiedene Siege über sie zu. Wenigstens hat er zu Konstantinopel einen prächtigen Triumph deßwegen gehalten, wovon eine allda noch vorhandene Säule, die nach jener des Trajans zu Rom scheint gebaut zu seyn, ein Denkmal ist. Der nemliche Theodosius aber hat nicht allein so viele unter seine Truppen gesteckt, daß sie die

Anzahl der gebohrnen römischen Unterthanen übertrafen, sondern ihnen dasjenige gutwillig eingeräumt, was sie anfangs gesucht, nemlich ein Stück von Thracien, wo sie beysammen unter ihrer eigenen Obrigkeit und nach eigenen Gesetzen wohnen durften, den Römern aber unter dem Namen der Verbundenen (Fæderatorum) Kriegsdienste leisten mußten, die ihnen dagegen etwas an Geld und Lebensmitteln jährlich reichten. Die Verbundenen Gothen haben ihm in der Folge die wichtigsten Dienste gegen die beyden Tyrannen, Maximus und Eugenius, die sich, nach der Ermordung des Gratian und jüngern Valentinian, zu Kaisern aufgeworfen hatten, geleistet.

Es waren aber auch damals schon Leute, die mit dieser Einrichtung nicht zufrieden waren, und, von der Erfahrung geleitet, dem Reich grosse Uebel vorsagten. Nicht allein der heidnische Geschichtschreiber Zosimus tadelt ihn wegen seines grossen Zutrauens, das er auf die Barbaren gesezt, sondern auch Synesius den man keiner Religions-Partheylichkeit beschuldigen kann, sagt, daß die Barbaren von der Zeit des Theodosius an, der Römer nur spotteten. Selbst sein Lobredner Themistus läßt genug merken,

daß

daß viele dem Kaiser sein Betragen gegen die Gothen übel ausgedeutet haben, und für räthlicher gehalten, wenn er sie ganz vertilgt hätte; zu dessen Entschuldigung sagt er aber, wenn auch dieses ihm möglich gewesen wäre, wovon die Erfahrung der vorigen Zeiten das Gegentheil weise, ob es nicht besser sey, Tracien mit Lebendigen, als mit Leichen anzufüllen; machen, daß es angebaut, als daß es ganz wüst und öde liege.

An sich hat Theodosius allemal, wenn ihn die Noth nicht dazu gezwungen, einen gefährlichen Schritt gewagt. Die alten Römer, wenn sie Hülfstruppen von den Barbaren verlangten, schickten sie dieselben allemal nach geendigtem Kriege wieder in ihr Vaterland zurück; die man aber auf römischen Boden versezte, wurden entwafnet, zerstreut, zum Feldbau angehalten, den römischen Obrigkeiten untergeben, und überhaupt solche Anstalten mit ihnen getroffen, daß sie ihnen nicht gefährlich seyn konnten. Eine fremde Nation in den Waffen auf dem Grund und Boden des Reichs beysammen wohnen zu lassen, war die bedenklichste Sache. Doch haben sie, so lang Theodosius lebte, ihr Versprechen genau erfüllt. Unter seinen beyden Söhnen, Arcadius und Honorius,

norius, hingegen äusserten sich bereits die mißlichsten Folgen der getroffenen Einrichtung.

Gaines und Alarich, zween Gothische Heerführer, hatten verschiedene Haufen ihrer Landsleute in dem Treffen gegen den Eugenius commandirt, und das meiste zu dem Sieg beygetragen. Als Theodosius bald nach dem Treffen starb, schikte sie Stilicho, der dem jungen Honorius, dem sein Vater den Occident zugedacht, als Feldherr und Minister zur Seite gegeben war, in den Orient zurück, ohne ihnen die gehoften Belohnungen zu geben. Voll Mißvergnügen, und vest entschlossen, sich selbst bezahlt zu machen, traten sie den Marsch an. Nach der lezten Verordnung des Theodosius war seinem ältern Sohn, Arcadius, der Orient zu Theil geworden. Dieser Arcadius war jene Puppe, die Synesius in seiner schon angeführten Beschreibung der damaligen Kaiser vor Augen gehabt, unschuldig an allem Guten sowohl, als Bösen, das in dem Reich vorgieng. Statt seiner regierte sein erster Minister Rufinus. An diesem ließ Gaines seine Nachgier aus, und ermordete ihn in dem Angesicht des Kaisers. Nach dem Rufin bemächtigte sich der Verschnittene, Eutropius des Kaisers, und machte sich bey dem Volk sowohl, als dem Gaines

noch

noch gehäßiger; auch diesen mußte der schwache Kaiser der Willkühr des Gaines überlassen, der ihn wie den Rufin hinrichten ließ. Gaines, der immer muthiger wurde, faßte endlich einen Entschluß, der eine der grössesten Veränderungen in der Welt nach sich gezogen, und den Gaines der Zahl der grösten Eroberer und Stifter neuer Reiche einverleibt haben würde, wenn er nicht zu bald wäre entdeckt worden. Er glaubte, stark genug zu seyn, Konstantinopel zu überrumpeln, und sich zum Meister vom Orient zu machen. Weil man aber sein Vorhaben zu bald merkte, wurden die in Konstantinopel sich aufhaltenden Gothen, die dem Gaines die Thore öffnen sollten, von den Soldaten, und dem in Wuth gerathenen Pöbel theils ermordet, theils in einer Kirche, darein sie sich geflüchtet hatten, verbrannt. Gaines aber mußte hierauf mit den Seinigen, nachdem er die Gegenden ausser der Stadt verwüstet hatte, über die Donau in die alten Wohnungen der Gothen zurückgehen; wo ihn aber die Hunnen, die ihn nicht zum Nachbar haben wollten, angriffen, und endlich nach tapferem Widerstand durch ihre Menge unterdrückten.

Zehntes Kapitel.

Einbruch des Visigothischen König Alarichs in Italien. Des Radagaisus in eben dasselbe. Der Vandalen, Alanen, Sueven in Gallien. Uebergang derselben in Spanien. Eroberung der Stadt Rom durch den Alarich. Stiftung des Burgundischen und Gothischen Reichs in Gallien, und des Vandalischen in Afrika.

Alarich, eben so mißvergnügt wie Gaines, schlug einen andern Weg ein, um sich wegen seiner dem Reich geleisteten Dienste schadlos zu halten. Gleichwie Gaines seinen Anschlag auf den Mitelpunkt des Orientalischen Reiches gerichtet hatte: so gieng hingegen Alarich in die entlegenen und von Besatzungen am meisten entblößten Provinzen, in Macedonien nehmlich und Griechenland. Der Orientalische Hof machte so geringe Vertheidigungsanstalten, daß man dafür hielt, der erstere Minister Rufin habe dem Alarich allen Vorschub dazu gethan, um sich an seinem Herrn zu rächen, weil er seine Tochter nicht geheirathet.

Als

Als Alarich immer weiter gieng, in den Peloponnes eindrang, und Italien zu nahe kam, setzte Stilicho, der unter dem Namen des Honorius den Occident regierte, mit einigen Truppen in den Peloponnes über. Die Orientalischen Geschichtschreiber geben ihm Schuld, er hätte den Alarich mit den Seinigen ganz zu Grund richten können, wenn er nicht in den Städten die Zeit mit unnützen Lustbarkeiten verlohren hätte; die Abendländischen hingegen sagen, der Orientalische Hof habe den Alarich selber gegen den Stilicho in Schutz genommen. Beyde können recht haben. Es scheint dem Stilicho nicht Ernst gewesen zu seyn, den Alarich aufzureiben, und der Orientalische Hof mag vielleicht noch lieber den Alarich, als Stilicho mit einem Heer an seinen Gränzen gesehen haben; indem Stilicho, unter dem Vorwand, daß Theodosius vor seinem Ende ihm seine beyden Söhne anvertraut, ein abgesagter Feind des Rufin war, und Rufin eben so des Stilicho. Man machte also einen Vergleich mit dem Alarich, so gut man konnte, und für die Verwüstung so vieler Provinzen bekam er die Präfectur des Orientalischen Illyricum zur Belohnung.

Aber nicht zufrieden damit, suchte er sich nur in den Illyricum zu erholen, um den kühnsten

Gedan-

Gedanken auszuführen, den man vielleicht jemals gehabt hat. Anstatt der Orientalischen Provinzen wollte er nun auf Italien und Rom selbst losgehen, um sich durch Tapferkeit lieber ein eigenes Reich zu stiften, als ein Unterthan eines Fremden zu seyn. Alarich hatte die Päße nach Italien, und die Beschaffenheit des Landes kennen gelernt, als er dem Feldzug gegen den Eugenius beygewohnt. Bey allem dem aber war es ein sehr bedenkliches Unternehmen, sich in ein Land zu begeben, das von innen mit Städten angefüllt, deren Eroberung den Gothen so selten gelungen, von aussen aber entweder mit Wasser oder Gebirgen umgeben war. Die Barbaren hatten zwar die Wege nach Italien mehrmalen gefunden, selten aber den Rükweg. Sie konnten aber auch auf ihre Menge trotzen. Alarich aber, da er vor den Thoren von Rom angelangt, hatte nicht mehr als vierzigtausend Mann bey sich. Dem ungeachtet, wagt er den Schritt, der dem ganzen Occident eine andere Gestalt gegeben. Italien war in keiner Verfassung, als Alarich über die unbesezten Julischen Alpen im Anzug war. Nie hatte man von dieser Seite, wo man nur Freunde und Hülfsvölker von undenklichen Zeiten herkommen sah, einen Feind vermuthet. Fast alle Truppen waren

in

in den Grenzprovinzen vertheilt. Auf einmal erscheint Alarich, und sezt alles in Schrecken. Der Hof selbst zitterte, und machte Anstalten zur Flucht. Rom besserte in aller Eil seine Mauren aus. Alles, was den Namen Soldaten hatte, wurde aufgebothen, und von allen Enden des Reichs herbeygerufen. Stilicho selbst sezte sich mit den Deutschen, so gut er konnte, und eilte Italien zu Hülfe. Seine Ankunft richtete die niedergeschlagenen Gemüther wieder auf; und Alarich mußte dißmal Italien unverrichter Dinge verlassen, aber nicht ohne Hofnung, mit grösserer Macht wieder zu kommen. Honorius aber hielt wegen der Entfernung der Gothen einen Triumph zu Rom, so daß er den Stilicho in dem Wagen bey sich hatte.

Sonst brachte dieser Zug des Alarichs nach Italien, ob er ihm schon nicht nach Wunsch gelungen, dem abendländischen Kaiserthum dennoch einen tödtlichen Stoß bey, weil er Ursache gewesen, daß die Römer alle ihre Gränzen entblößten z), eine Sache, die sonst niemals, auch nicht

z) Aus einer Stelle des Poeten Claudian erhellet, daß nicht nur die Völker von der Donau und dem Rheinstrom, sondern auch aus Rhätien und Britan-

nicht in der äussersten Noth, oder in bürgerlichen Kriegen, wo jeder Theil sich zu verstärken suchte, so viel er konnte, geschehen war. Man sah bald die widrigen Folgen davon, besonders an der Donau und an dem Rhein. Der ganze Norden gerieth in eine allgemeine Gährung, und die Lust auszuwandern ergrif denselben wie eine epidemische Seuche; nachdem eine Handvoll Gothen Rom selbst zittern gemacht, und alle Pässe in die römischen Provinzen offen stunden. Unter einem gewissen Radagais zog sich eine ungeheure Armee von allerhand Völkern, besonders aber von solchen, die zwischen dem Rhein und der Donau

nien sogar nach Italien sind geführet worden. Claudian de bello getico v. 423. Was folget, ist ein Meisterstük der Schmeicheley, und eine sichere Probe, daß kein Fehler zu erdenken sey, dem ein niederträchtiger Lobredner nicht den Firniß irgend einer Tugend zu geben im Stande sey.

Ullane posteritas credat? Germania quondam
Illa ferox populis, quæ vix instantibus olim
Principibus tota poterat cum mole teneri,
Jam sese placidam præbet Stilliconis habenis,
Ut *nec præsidiis nudato limite* tentet
Expositum calcare solum, nec transeat amnem,
Incustoditam metuens attingere ripam.

Der Erfolg zeigte bald, wie wahr Claudian geredet habe.

nau wohnten, zusammen, und nahm den Weg geradezu nach Italien *). Radagais kam so glücklich hinein, als Alarich, und verursachte noch mehr Schrecken, als der leztere, theils, weil er ein ungleich stärkeres Heer bey sich hatte, theils, weil Alarich ein Christ, obschon ein Arianer, Radagais hingegen ein Heid war, von dem sich der alles vergrössernde Ruf zu Rom verbreitet hatte, daß er seinen Göttern das Blut aller Römer, die in seine Hände fallen würden, gelobet habe. Die armen Römer, die damals keines Menschen Feinde mehr waren, sondern nur an ihre Ergötzlichkeiten dachten, sollten sich nun den Göttern opfern lassen! Alles war darüber in den grösten Aengsten. Damals befanden sich noch viele Heiden zu Rom, besonders unter dem Adel. Es könne nicht anders seyn, sagten diese, Radagais ehre die Götter, ihnen aber sey es verbothen; der Zorn der Götter zeige sich augenscheinlich, weil Theodosius jene Opfer eingestellt, unter denen Rom zu seiner fürchterlichen Grösse aufgewachsen; da es hingegen nach der Abschaffung der Opfer, täglich mehr zu seinem Untergang sich neige. Die Christen sezten Schlüsse entgegen, und suchten die Nichtigkeit der Götter und ihres

*) i. J. Chr. 405.

ganzen Dienstes zu erweisen; in der That aber war es ihnen noch banger, als den Heiden. Radagais kam indessen bis nach Florenz. Hier scheiterte sein ganzes Unternehmen, weil er eben so unerfahren in der Belagerung der Städte war, als die übrigen Deutschen. Als er sich zu lang vor Florenz verweilte, fand Stilicho Mittel, durch Hülfe der Hunnen und Gothen, die er an sich gezogen hatte, ihm alle Zufuhr abzuschneiden, und nöthigte ihn dadurch sich in das Apenninische Gebirg zurückzuziehen, wo ein Theil seines Heeres vor Hunger verschmachtete, der andere, um nicht gleiches Schiksal zu erfahren, sich ergeben mußte. Die Zahl der Gefangenen war so groß, daß man sie Truppenweise die Person für eine Krone verkaufte, die aber fast alle so ermattet waren, daß sie starben, ehe man sie zur Arbeit brauchen konnte.

Das Schiksal des Radagais schrekte die Deutschen noch nicht von ihrem Vorhaben ab. So stark war die durchaus eingerissene Auswanderungssucht! Nun daß sie sich jezt auf eine andre Seite, und zwar mit glücklicherem Erfolge, als Radagais, wandten. Die Vandalen, Alanen, und ein Theil der Sueven waren es, die seinem Beyspiel zuerst folgten. Ihre Absichten waren auf Gallien

gerichtet. Von Römern hatten sie nichts zu fürchten, weil der Rhein von Besatzungen entblößt war. Hingegen widersezten sich ihnen andere Deutsche selbst, nemlich die Franken, entweder, weil sie mit den Römern in Bündnissen stunden, oder, weil sie glaubten, daß, wenn es doch zur Theilung kommen sollte, sie mehr Recht hätten, als diese fremden Gäste. Die Vandalen wollten sich den Weg mit Gewalt bahnen, wurden aber in einem darüber entstandenen Treffen so übel zugerichtet, daß nur wenige den Rückweg, und weit wenigere den Weg nach Gallien würden gefunden haben, wenn ihnen nicht Respendial, ein Heerführer der Alanen, wäre zu Hülfe gekommen. Dann änderte sich das Glück; die Franken mußten weichen, und die Vandalen drangen *), wie ein reissender Strom, in Gallien ein, durchstreiften es von einem Ende zu dem andern; und wenn die pyrenäischen Gebirge nicht besezt gewesen wären, würden sie damals schon in Spanien eingedrungen seyn. Der glückliche Fortgang ihrer Waffen zog nach und nach eine Menge deutscher Völker nach Gallien, so daß Quaden, Gepiden, Heruler, Sachsen, Burgunder, Franken, Alemannen, nebst den Vandalen und Alanen da-

*) i. J. Ch. 406.

rinnen miteinander zusammen trafen, und das Land um die Wette plünderten.

Gleich wie selten ein Unglück allein kömmt, und wenn es auf das Verderben angesehen ist, oft die Mittel, die man braucht es abzuwenden, das meiste dazu beytragen: so gieng es auch bey diesen Umständen im römischen Reiche. Die Provinzen, die schon so lange Zeit keinen Kaiser gesehen hatten, dachten, es würde ihnen besser geholfen seyn, wenn sie anstatt des Honorius, der sich nicht getraute seinen Pallast zu verlassen, einen wählten, der selbst an der Spitze der römischen Legionen den allenthalben eindringenden Feinden entgegen rückte. Britannien machte den Anfang, und rief einen gewissen Constantin zum Kaiser aus, dessen gröstes Verdienst darinn bestund, daß er den Namen Constantin führte, der in Britannien noch ungemein geehrt war; weil Constantin von Britannien aus das ganze römische Reich sich unterwürfig gemacht. Dieser neue Constantin setzte in Gallien mit einigen Truppen über, und fand grossen Anhang, weil sich jeder nach Hülfe sehnte, sie mochte herkommen, wo sie wollte. Man irrte sich aber; die Barbaren blieben wie zuvor in Gallien, und alles wurde von Seiten der Römer nur verworrener. Constantin, dem es mehr darum

zu thun war, sich gegen den Honorius vest zu setzen, als sich mit den Barbaren herumzuschlagen, schickte seinen Sohn Constans und den General Gerontius nach Spanien, um sich dieses von den Barbaren noch unberührte Land unterwürfig zu machen; und eben dieser unglückselige Gedanke öfnete ihnen auch den Weg dahin. Gerontius hatte deutsche Truppen bey sich, die noch vor dem Einbruch der Vandalen in römischen Sold getreten waren, und bey der Armee unter dem Namen des Honoriaci bekannt waren; mit diesen grif er den Didymus und Verianus, zween Anverwandte des Honorius, an, schlägt sie auf das Haupt, und bekömmt sie gefangen. Allein, seine eigenen Soldaten, die Honoriaci, behandeln die Spanier nicht als Unterthanen des Constantins, sondern als Feinde, plündern, und rauben, und, um es ungestrafter zu thun, rufen sie alle ihre in Gallien herum streifende Landsleute nach Spanien, welches sie um so eher thun konnten, weil ihnen Gerontius die Pässe über die pyrenäischen Gebirge anvertraut hatte.

Den Vandalen und Alanen war dieß eine erwünschte Gelegenheit, weil ohnehin Gallien ganz ausgezehret war, Spanien hingegen lange Zeit keinen Feind gesehen hatte. Sie kommen verei-

nigen sich mit den ersten, und verwüsten das Land von den pyrenäischen Gebirgen bis an das atlantische Meer. Eine grausame Seuche folgt ihnen auf dem Fuß, und verheeret zur nehmlichen Zeit ganz Spanien; die von Leichen genährten wilden Thiere fallen endlich auch die Lebendigen an, und sind für sie eine neue Gattung von Feinden. Die Städte, und was dahin seine Zuflucht genommen hatte, wurden von den noch übrigen Soldaten und Einnehmern der öffentlichen Gefälle so sehr geplagt, daß sie endlich die Herrschaft der Barbaren noch erträglicher fanden, als die römische, und sich ihnen ohne Belagerungen unterwarfen; worauf sich letztere förmlich in Spanien theilten. Die **Vandalen** und **Sueven** bekamen Galläcien, die **Alanen** Lusitanien und die Gegend von Carthagena, und die **Vandalen**, mit dem Zunamen Silingi, Bäticam *) a).

Die

*) i. J. Ch. 411.

a) Debachantibus per Hispanias barbaris, & sæviente nihilominus pestilentiæ malo, opes & conditam in urbibus substantiam tyrannicus exactor diripit, & miles exhaurit: fames dira grassatur, adeo ut humanæ carnes ab humano genere vi famis fuerint devoratæ; matres quoque necatis vel coctis per se

nato-

Die Empörung des Constantins hatte noch die üblen Folgen für die Römer, daß sie auch ihren übrigen Feinden nicht Widerstand genug thun konnten. Alarich regte sich wieder, und drohte mehr als jemals. Durch die bisherigen Vorfälle wurden alle die großen Anschläge des Stilicho gegen den Orientalischen Hof zernichtet. Alarich wollte aber seiner Seits nicht umsonst gewartet haben. Er machte daher gewisse Forderungen an Geld, und näherte sich zugleich Italien, um dieselben mit dem Degen zu unterstützen. Honorius war eben zu Rom; Stilicho reisete dahin, und brachte es so weit, daß man dem Alarich vier tausend Pfund Gold versprach. Diese Bemühungen des Stilicho für einen Barbaren, unter dem Vorwand der mit ihm eingegangenen Verbindungen, brachte das Mißtrauen, so man bereits gegen ihn geschöpft hatte, auf das höchste. Alles

 hielt

natorum suorum sint pastæ corporibus. Bestiæ occisorum gladio fame pestilentia cadaveribus adsuetæ, quosque hominum fortiores interimunt, eorumque carnibus pastæ passim in humani generis efferantur interitum — Hispani per civitates & castella residui a plagis barbarorum per provincias dominantium se subjiciunt servituti. IDATIUS *in Chronico p. 231. Edit. Simond.*

hielt ihn für einen Verräther, der die Barbaren in das Reich gezogen, um seinem Sohn Eucherius den Weg zu dem Throne zu bahnen. Seine Feinde fanden Mittel, dem Honorius selbst, der zwo Töchter von ihm nach und nach zur Ehe genommen hatte, dergleichen Vorstellungen beyzubringen.

Ein neuer Umstand, der dazwischen kam, schien ihr Vorgeben zu bekräftigen. Arcadius, des Honorius Bruder, war indessen zu Konstantinopel mit Tod abgegangen. Honorius wollte selbst dahin reisen, um Verschiedenes zu verfügen, weil dessen nachgelassener Sohn Theodosius erst acht Jahr alt war. Stilicho widerrieth solches, weil Alarich Italien drohte, Constantin Gallien inne hätte, die Reise aber ausserordentlichen Aufwand foderte; dagegen both er sich an, dieses Geschäfte zu besorgen, den Alarich aber sollte man vermögen, gegen den Constantin in Gallien zu ziehen. seine Feinde machten einmüthig den Schluß, er wolle nur deßwegen nach dem Orient gehen, um seinen Sohn Eucher mit Hinansetzung des Theodosius einstweilen allda zum Kaiser zu machen; mit dem Occident würde er hernach das nehmliche ins Werk richten. Honorius glaubt es endlich, getraut sich aber nicht, den Minister, der mäch-

tiger

tiger war, als sein Herr, öffentlich etwas merken zu lassen, sondern geht nach Pavia, um sich der Soldaten zu versichern. Diese waren ohnehin gegen den Stilicho aufgebracht, weil er die in römischen Diensten stehenden Barbaren mehr achtete, als die römischen Soldaten. Die erstern waren ausserordentlich angewachsen. Alles wimmelte in Italien von Gothen und Hunnen. Die wichtigsten Posten wurden ihnen anvertraut, ohne alle Rücksicht, ob sie Christen oder Heiden waren. Stilicho, der selbst von barbarischer Herkunft war, indem sein Vater ein Vandal, der in römischen Diensten sein Glück gemacht, gewesen, hatte eine Leibwache von Hunnen bey sich, und war allezeit von den Anführern der verschiedenen barbarischen Haufen, die in römischem Sold stunden, umringet. Als Honorius zu Pavia angekommen, hielt er eine Anrede an die Soldaten, und ermunterte sie gegen den Constantin tapfer zu fechten, von dem Stilicho that er keine Meldung. Sie waren aber schon unter der Hand von seinen Gesinnungen unterrichtet, und ermordeten sogleich, um ihm Proben ihrer Treue zu geben, alles, was man nur im Verdacht hatte, ein Anhänger, oder eine Creatur des Stilicho zu seyn. Stilicho war zu Bononien, als dieses zu Pavia vorgieng. Nachdem

dem er Nachricht davon bekommen, nahm er den Weg gerade nach Ravenna, anstatt nach Pavia zu gehen, ob ihm schon seine Freunde mißrathen solches zu thun, ehe er noch wegen des Honorius sich sicher gestellt hätte. Ihre Furcht war nicht ohne Grund. Honorius ließ gleich nach seiner Ankunft zween Befehle an die dortige Besatzung ergehen. Der erste war, den Stilicho zu bewachen. Stilicho, der mehr als dieses besorgte, flüchtete sich in eine Kirche; als aber in Gegenwart des Bischofs die Soldaten eidlich aussagten, daß sie keine Befehle hätten ihn zu tödten, verließ er die Kirche. Bald kam der andere Befehl, daß Stilicho sollte hingerichtet werden, welches auch geschah. Seine Freunde und Vertrauten wurden aller Orten verfolgt, ihrer Güter beraubt, und einige getödtet; die Gemahlin des Honorius, des Stilicho Tochter Thermantia, ihrer Mutter Serena heimgeschickt, sein Gedächtniß auch in öffentlichen Gesetzen, worinnen man ihn einen Verräther schalt, gebrandmarkt, und die Tragödie damit beschlossen, daß alle Weiber und Kinder der in römischen Diensten stehenden Barbaren, die hin und wieder in den Städten vertheilt waren, ermordet wurden. Diese Treulosigkeit war nicht die erste in ihrer Art. Nach

der

der unglücklichen Schlacht des Valens mit den Gothen war man ihnen im Orient eben so begegnet. Jetzt aber geschah es zur Unzeit. Die Männer und Anverwandten der Ermordeten, bis dreißig tausend an der Zahl, rotteten sich zusammen, und beschlossen einhellig, mit dem Alarich gemeine Sache gegen die Römer zu machen. Dieses Gewebe von Schwäche und Grausamkeiten ist eben so betrübt anzusehen, als es schwer ist, auf den wahren Grund der Hofintriguen in solchen Fällen zu kommen. Stilicho war unstreitig ein Mann von großen Fähigkeiten, und hatte dem Reich große Dienste geleistet; seine wahren Gesinnungen aber werden allezeit ein historisches Problem bleiben, da man ihn weder gehört, noch eine gerichtliche Untersuchung über sein Betragen angestellt hat.

Alarich, den Stilicho's Name im Zaum hielt, war bey seinem Falle noch nicht wegen seiner Foderungen zufriedengestellt. Jezt wiederholte er dieselben um so dreister; und Honorius, der in seinen Gedanken, weiß nicht was für einen Sieg davon getragen hatte, daß er seinen ersten Minister so glücklich aus dem Weg geräumt, schlug ihm sein Begehren eben so dreist ab, ohne sich jedoch in die gehörige Gegenverfassung zu setzen. Alarich, der ohnehin schon an den Gren-

zen von Italien stund, war kurz entschlossen, rückt in Italien ein, und geht gerade zu, gleichsam im Angesicht des Hofes, und der Stadt Ravenna vorbey, auf Rom, ohne sich mit Belagerung der Städte unterwegs aufzuhalten. Diese Ankunft war ein Donnerschlag für die Stadt, die seit Hannibals Zeiten keinen Feind vor ihren Thoren gesehen hatte, und den stolzen Beynamen der Ewigen, nicht allein von Schmeichlern angenommen, sondern sich selbst solchen erst in einer Innschrift wegen der hergestellten Mauren ertheilt hatte b). Alarich bemächtigte sich sogleich der Tiber, und schnitt der Sadt alle Zufuhr ab. Das Elend ward hierauf allgemein. Doch, weil man sich auf einen Entsatz von Ravenna aus Rechnung machte, wollte man gleichwohl gegen den Feind aushalten. Der Hunger nahm aber so sehr überhand, daß man bald gelindere Saiten aufzog. Es wurden Gesandten an den Alarich geschickt mit dem Bedeuten, daß die Stadt bereit sey, Frieden einzugehen, wenn nur annehmliche Bedingungen vorgeschlagen würden, aber auch sich zu wehren, wofern dieses nicht geschehe; indem das so zahlreiche römische Volk durch beständige Uebung in den Waffen so beherzt geworden, daß es

b) Bey GRUTER. p. CLXV. n. 1.

es sich nicht mehr vor dem Krieg fürchte. Alarich lachte überlaut, als die Gesandten das Letztere vorbrachten, und sagte nur, das dicht stehende Heu sey leichter abzumähen, als das dünne. Wenig Sieger hat man mit solcher Zuversicht, auf sich selbst sprechen gesehen wie den Alarich, und nie ein Volk, dessen Höhe in seinen eigenen Gedanken nichts beykam, auf einmal so sehr erniedriget. Eine unendliche Zahl von Siegen, Triumphen, Eroberungen und Heldenthaten, sah man in den Staub hingestreckt, und zwar von einem in der Insel Peuce am Ausfluß der Donau unter einem barbarischen Volk gebohrnen Manne, der auf dem ganzen Erdboden kein Eigenthum, als seine Tapferkeit besaß. Alarichen mußte dieses gewiß mehr freuen, als die römischen Feldherren und Kaiser alle ihre noch so glänzende in eben dieser Stadt gehaltene Triumphe.

Die Gesandten lenkten endlich die Rede auf die Friedensbedingungen; und Alarich foderte alles Gold, Silber, Geräthe und Sklaven von barbarischer Herkunft, die in der Stadt wären. Was er ihnen denn übrig lassen wollte, erwiederten die Gesandten; die Seelen (animas) versetzte Alarich. Mit dieser Antwort müssen sie den Rückweg nehmen. Man berathschlaget sich in

Rom

Rom über diese Foderungen. Alles, was helfen kann, wird hervorgesucht. Einige Thuscier erbieten sich, den Alarich durch Beschwörungen von der Stadt zu treiben; nur sollten die öffentlichen Opfer der Götter wieder hergestellt werden, und der Rath denselben beywohnen. Alles ward ihnen erlaubt zu thun; nur das letztere getraute man sich nicht. Endlich aber da keine Rettung zu hoffen war, mußte man sich verstehen, so hart es auch den Römern ankam, die bisher nur gewohnt gewesen, andere Nationen zu plündern, und durch ihr Gut sich zu bereichern, den Gothen, nach dem Bericht des Zosimus, fünf tausend Pfund Gold, dreyßig tausend Pfund Silber, vier tausend seidene Kleider, drey tausend saffianene Häute, und bis drey tausend Pfund Gewürz zu versprechen. Alles mußte hierzu, hauptsächlich aber die Senatoren, als die reichesten, das ihrige beytragen. Es war aber nicht möglich die ganze Summe aufzubringen. Man verfiel endlich darauf, die in den heidnischen Tempeln noch vorhandenen Geschmucke, und Zierrathen der Götzenbilder anzugreifen. Als auch dieses nicht erklecken wollte, wurden einige goldene Bilder der Götter, und unter andern das Bild der Tapferkeit, und mit ihm, sagt ein heidnischer Geschicht-

schrei-

schreiber in vollem Ernste, alles was noch von Tapferkeit zu Rom übrig war, zusammen geschmolzen.

Alarich gieng hierauf nach Thuscien; die Römer aber schickten, aus Furcht eines abermaligen Besuches, ein und das andere mal Abgeordnete an den Honorius, die mit den Gothen eingegangenen Vergleichspunkte zu bestätigen. Man wollte aber an dem Hof den Frieden nicht, den man für schimpflich ansah; und war doch zu schwach, den Feind aus Italien zu treiben. **Valens**, ein kaiserlicher General, ward mit sechs tausend Mann dalmatischer Truppen, welche den Kern des römischen Heeres ausmachten, nach Rom geschickt, der Stadt zur Besatzung zu dienen, unterwegs aber von den Gothen so übel zugerichtet, daß kaum hundert Mann davon kamen, wovon **Valens** einer war, der anstatt der Hilfe die Zeitung von seiner Niederlage mit sich brachte. Der Hof fieng nun selbst an mit dem Alarich in Unterhandlungen zu treten, wozu ein gewiser Jovius, der mit ihm noch vor seinem Einbruch in Italien in guter Bekanntschaft gestanden, gebraucht wurde. Alarich foderte eine jährliche Summe Geldes, und etwas Gewisses an Lebensmitteln, nebst der Erlaubniß mit den seinigen das Norikum, Dalmatien und Venetien

zu bewohnen. Jovius, dem diese Foderungen zu übertrieben vorkamen, machte dem Hof den Vorschlag, dem Alarich die oberste Befehlshaberstelle über die sämmtlichen römischen Truppen aufzutragen, in Hofnung, daß ihn solches auf gelindere Bedingungen bringen würde. Als die Antwort vom Hof zurück gekommen, las er sie sogleich dem Alarich vor, voller Vertrauen, man würde seinen Vorschlag begnehmiget haben; zu seiner Verwunderung aber fand er das Gegentheil, und daß man nicht einmal gesonnen sey, dem Alarich das Norikum c) einzuräumen, eine den feindlichen Einfällen ohnehin ausgesetzte Provinz, die den Römern wenig eintrug. Alarich, der durch diese Unvorsichtigkeit des römischen Gesandten von den geheimen Gesinnungen des Hofes unterrichtet worden, gab auf der Stelle Befehl wieder nach Rom umzukehren. Dort sprach er mit den Römern in dem nehmlichen gebieterischen Ton als das vorigemal, und verlangte sogar von ihnen, wenn sie ihre Stadt nicht wollten verwüstet sehen, anstatt des Honorius einen andern Kaiser zu wählen, wozu er ihnen den in großem Ansehen zu Rom stehenden Stadtpräfect, Attalus, vorschlug. Die Römer, die, wenn

c) Das heutige Oesterreich, Steyermark und Kärnthen.

wenn sie doch etwas entbehren sollten, ihren schwachen Kaiser noch am liebsten dahin gaben, willigten in seinen Antrag, und machten den Attalus zum Kaiser.

Der Anfang seiner Regierung ließ sich zum allgemeinen Vergnügen an; die vornehmsten Civilstellen besetzte er sogleich mit Leuten, die sich des Vertrauens des Volks würdig gemacht hatten; dem Alarich übergab er das Commando über den ganzen Kriegsstaat, von sich selbst aber war er so sehr eingenommen, daß er in dem Rath vorbrachte, er wolle nicht nur dem Reich seinen alten Glanz wieder verschaffen, sondern den ganzen Erdboden den Römern unterwürfig machen. Nichts fehlte, als daß auch seine Thaten diesem Vorgeben entsprochen hätten. Diese zeigten aber nur zu bald, daß er mehr Hochmuth, als wahre Größe und Vernunft besaß. Alarich rieth ihm, sich sogleich von Africa, als der Vorrathskammer von Rom, zu versichern. Zu dieser Unternehmung wollte er ihm von seinen eigenen Leuten geben, so viel er brauchte. Attalus schlug es aus, unter dem Vorwand, daß sich Africa von selbst ergeben werde. Alarich war zu scharfsichtig, um nicht zu merken, daß es aus einem heimlichen Mißtrauen gegen die Gothen geschehe; der

Schluß war eben so natürlich, daß Attalus die Gothen nur als das Werkzeug ansehe, um sich groß zu machen, welches, so bald als möglich, mit Undank würde weggeworfen werden. Alarich konnte nun auch seiner Seits nichts anders thun, als den Attalus bloß als ein Schreckenbild für den Honorius anzusehen, und ihm nur so viel Gewalt einzuräumen, als erfodert würde, von dem Honorius vortheilhafte Bedingungen zu erzwingen. Er tritt sogar in neue Unterhandlungen mit letzterem; und, um dieselben zu erleichtern, zieht er dem Attalus den Purpur wieder aus. Da aber Honorius, der sich schon angeschickt hatte, Italien zu verlassen, inzwischen einige Hilfstruppen aus dem Orient erhalten, und aus Africa die angenehme Zeitung eingelaufen, daß der von dem Attalus dahin geschickte Constantin nicht allein nichts ausgerichtet, sondern sogar sein Leben eingebüßt: faßte Honorius wieder frischen Muth, und wollte weniger von den Vorschlägen der Gothen hören, als jemals.

Alarich, der nun schon gewohnt war, wegen alles, was ihm Widriges begegnete, sich an Rom zu erholen, geht das drittemal dahin, und

erobert

erobert *) die Stadt mit Sturm; eine Begebenheit, die die Welt in Erstaunen setzte, ob es schon eine ganz natürliche Sache war eine von Ueppigkeit und Wollust entnervte Stadt zu bezwingen. Alarich war ein Held, nicht sowohl weil er Rom erobert, als weil er sich nur getraut diese Eroberung zu denken; so groß war das Vorurtheil, das man von dieser Stadt und ihrer Unüberwindlichkeit hegte! Auch war es Heldenmuth, daß er sich mitten in ein feindliches Land gewagt, ein halb hundert Städte hinter sich gelassen, und sich getraut, Kaiser ein- und abzusetzen.

Nichts geht über die Bestürzung, worein das so genannte römische Reich, das noch immer einigen Antheil an dem Schicksal seiner Hauptstadt nahm, gerathen. Je weiter sich die Nachricht verbreitete, desto schreckhafter wurde das Gemälde von dieser Eroberung gemacht. Die römischen Flüchtlinge, die nach Afrika, und bis nach Asien kamen, übertrieben selbst die Sache am meisten, ob sie gleich um so weniger glaubwürdige Zeugen abgeben konnten, da sie das endliche Schicksal der Stadt nicht abgewartet. In der Ferne glaubte man fast, daß nicht allein nichts von

*) Im. J. Ch. 406.

Menschen mehr übrig, sondern kaum ein Stein über dem andern geblieben; und auf solche Art muß man einige Nachrichten von Rom entfernter Schriftsteller beurtheilen. In der That selbst zeigten die Gothen viele Mäßigung. Was sich in die Kirchen flüchtete, ward verschonet. Sie führten selbst Leute dahin, damit sie nicht etwan von ihren Kameraden möchten mishandelt werden. Alarich, hatte sogar die Bescheidenheit, einige goldene und silberne Gefäße aus der St. Peterskirche, so bald bey ihm die Anzeige geschehen, zurück geben zu lassen. Daß aber auch Ausschweifungen begangen worden, kann man sich leicht vorstellen, wenn man betrachtet, daß die Stadt mit Sturm erobert worden, und daß Alarich ein Anführer war nicht eines disciplinirten, und von ihm besoldeten Heeres, sondern eines Volkes, das mit ihm auf Abentheuer ausgieng, und sich selbst durch seine eigene Tapferkeit suchen mußte bezahlt zu machen, so gut es konnte.

Sonst hatte diese Eroberung wenige Folgen. Rom war nicht mehr, was es gewesen, der Aufenthalt des regierenden Volkes; doch allemal die größeste, reichste und merkwürdigste Stadt der Welt, welche ihren Ueberwinder zwar auf eine

Zeit.

Zeitlang reich machen konnte, der sich aber m seinem ganzen Heer darinnen würde verkrochen haben, wenn er sie für sich hätte behalten wollen. Alarich blieb nicht lang in Rom, sondern gieng nach Campanien, in der Absicht, nach Sicilien, und von da aus nach Afrika überzusetzen, ein Land, welches zu einer sichern und beständigen Wohnung besser gemacht war; er starb aber unterwegs. Sein Nachfolger Ataulf gab dieses Vorhaben auf, und gieng zurück nach Thuscien, von da nach Gallien, um sich dort, jedoch mit Genehmhaltung der Römer, niederzulassen. Um diese sich geneigter zu machen, vermälte er sich mit der Prinzeßin Placidia, des Honorius Schwester, welche die Gothen mit sich von Rom hinweg genommen, und als eine Art von Geisel bis daher mit sich geführt hatten. Indessen aber hatte sich ein anderer Werber für die Prinzeßinn hervorgethan, der aus Verdruß über diese Heirath den Frieden mit den Gothen auf alle Weise hinderte. Constantius war es, aus Pannonien gebürtig. Die Römer hatten nun zur Genüge gesehen, wie gefährlich es sey, den Barbaren so viel Gewalt im Cabinet sowohl, als im Feld anzuvertrauen. Alles schrie über dieselben, und verlangte Römer an der Spize der Heere zu sehen; worzu endlich dieser

Constantius gewählt wurde. Es hatte ihm auch bereits geglückt, den bisherigen Gegenkaiser Constantinus zu überwinden; und er glaubte, durch diese sowohl, als andre glorreiche Thaten sich so sehr um das Reich verdient gemacht zu haben, daß er Anspruch darauf machen dürfte, wenn Honorius, der keine Kinder hatte, mit Tod abgehen sollte; wozu ihm die Vermählung mit der Placidia die sicherste, und nächste Stuffe würde gewesen seyn. Constantinus konnte also dem Ataulf seinen gethanen Schritt so wenig verzeihen, daß er nicht allein den Honorius von dem Frieden abwendig machte, so sehr ihn auch die mit ihrem Schicksal nicht unzufriedene Placidia wünschte, sondern auch die Gothen selbst mit Krieg überzog, und nach einigen erhaltenen Vortheilen über sie, den Ataulf nöthigte nach Spanien aufzubrechen, wo er von einem der Seinigen ermordet worden.

Die Römer achteten zwar dieses sehr hoch; in der That aber war es nichts anders, als wenn der Arzt die bösen Säfte, von denen er den Körper nicht ganz befreyen kann, von dem Herzen und den edlern Theilen in die äussern treibt. Ihre Sachen waren bereits in einer solchen Lage, daß, was auf einer Seite gewonnen

ward,

ward, auf der andern wieder verlohren gieng. Die Gothen mußten Gallien verlassen. Hingegen waren die Römer gezwungen die Burgunder einzunehmen *), und ihnen ein Stück Landes, vermuthlich Anfangs von Germania Prima, einzuräumen; von welcher Zeit an sie vesten Fuß in Gallien behalten, und sich bald weiter ausgebreitet haben. Von ihren verhergehenden Schicksalen wissen wir nichts, als daß sie oft mit den Alemanniern, ihren Nachbarn, Krieg geführt, und unter dem Kaiser Valentinian dem Ersten schon einmal bis an den Rhein gerückt, um mit den Römern gemeine Sache gegen die Alemannier zu machen, als aber die Erstern noch nicht in der gehörigen Verfassung stunden, sich wieder zurück gezogen haben. Nun brachte sie die allgemeine Bewegung der Deutschen ebenfalls in Unruhe, und machte sie nach fremden Ländern begierig. Auch die Gothen fanden bald den Weg wieder nach Gallien. Ihr König Wallia führte sie im Jahr 418 zurück, und die Römer selbst waren damit zufrieden, weil ihnen Wallia ungemein gute Dienste gegen die Vandalen und Alanen in Spanien geleistet, und die Placidia nach dem Tode des Ataulfs gutwillig heraus

*) im J. Chr. 406.

gegeben hatte, die sofort dem Constantinus, obschon gegen ihre Neigung, beygelegt ward.

Hier nimmt eigentlich das Visigothische Reich *) in Gallien seinen Anfang, welches zuerst aus einem Theil von Aquitanien, nebst einigen Städten zwischen der Garonne und dem Meer bestund, und Toulouse zur Hauptstadt hatte. Sie behielten auch einen Theil von den Ländern, die sie in Spanien den Vandalen abgenommen, wodurch sie auch jenseits der pyrenäischen Gebirge vesten Fuß hatten, und sich zu fernern Eroberungen den Weg bahnten. Durch diese neue Staaten, die mitten in einem fremden errichtet wurden, bekam das römische Reich eine wunderliche Gestalt. Alle Grenzen wurden ungewiß. Heut war ein Stück Grund und Boden römisch, morgen gothisch, und den folgenden Tag vandalisch. Bald kam der römische Einnehmer, und foderte die Zinsen für die Römer, bald eigneten sich die Gothen und Vandalen vermöge des Eroberungsrechts zu, was sie antrafen; nur daß die letzten sich immer weiter ausbreiteten, da hingegen die römische Hoheit immer eingeschränkt wurde.

Die eingerückten Völker waren vielleicht nicht einmal alle entschlossen, sich für beständig in dem römi-

*) im J. Ch. 419.

römischen Reiche niederzulassen. Nur da sie die Möglichkeit davon eingesehen, und zum Theil den Rückweg nicht sicher nehmen konnten, mögen sie auf diese Gedanken verfallen seyn. Dann that ihnen aber erst die Wahl wehe, und, ungewiß, ob ihre Nachbarn nicht eine fettere Beute davon getragen, oder die noch übrigen Länder nicht besser wären, als die ihrigen, waren sie leicht zu bereden, ihre Sitze mit andern zu verwechseln. Auf solche Art gieng eine Veränderung mit den Vandalen vor, welche der bisherigen Lage der Sache eine ganz andere Gestalt gab; den Römern aber eine neue Wunde versetzte. Sie verließen Spanien, giengen nach Africa, und brachten es in ihre Gewalt. In Spanien konnten sie sich nicht wohl mit den Alanen und Sueven vertragen; noch gefährlichere Feinde für sie waren die Visigothen, die ihnen bereits vielen Verdruß gemacht, und täglich mit noch größern droheten. In Africa hingegen waren sie für sich allein Meister, und schienen auch durch das Meer gegen die Römer besser gesichert zu seyn. Doch hätten sie vielleicht nicht daran gedacht, wenn ihnen die Römer nicht selbst Anlaß und allen Vorschub zu dieser Unternehmung gegeben hätten.

Aetius

Aetius und Bonifacius hatten an dem Hof des jüngern Valentinian, eines Sohnes der Placidia und des Constantius, der nach dem Tod seines Oheims, des Kaisers Honorius, den Thron bestiegen, das Meiste zu sagen. Beyde waren ihres Posten würdig, wenn sie nur auch unter sich in guter Freundschaft hätten zu leben gewußt, und ihrer Rachgier nicht das allgemeine Beste aufgeopfert hätten. Aetius suchte, um das Heft allein in Händen zu haben, den Bonifacius, der eben Statthalter in Africa war, bey des Valentinian Mutter der Placidia in Verdacht zu bringen, als wenn er gefährliche Absichten gegen den Hof hegte; man solle, sagte er, die Probe machen, den Bonifacius nach Hof berufen, er würde gewiß nicht erscheinen. Unter der Hand aber suchte er den Bonifacius auf die nehmliche Art gegen den Hof aufzubringen, und bekräftigte sein Vorbringen damit, daß er bald nach Hof würde gerufen werden, wo alles zu seinem Untergang vorbereitet sey. Bonifacius wußte sich nicht in diese Neuigkeiten zu finden. Allein, der bald darauf angekommene Befehl vom Hof machte, daß er alles vollkommen glaubte, was ihm Aetius gemeldet. Er weigert sich daher zu kommen, und seine Weigerung bestärkt

auch

auch den Hof in dem gegen ihn gefaßten Wahn, der nun durch Gewalt den Bonifacius zu stürzen suchte; dieser hingegen rief die Vandalen aus Spanien zu Hilfe. Sie kamen, und brachten fast ganz Africa ohne Widerstand unter sich. Bonifacius und der Hof merkten endlich beyde den Betrug; allein es war zu spat. Die Feinde hatten schon alles, ausser den Städten Carthago und Hippon, in ihrer Gewalt. In Hippon war eben der gelehrte und berühmte Kirchenvater Augustinus Bischof, als die Stadt belagert wurde. Er starb aber noch vor der Uebergabe, und erlebte die Verwüstung der afrikanischen Kirche nicht, an die er so viele Mühe gewendet hatte. Gensericus war der König, der diese Unternehmung ausgeführt, einer der größten Helden, die die ausgewanderten deutschen Völker hervor gebracht haben.

Eilf.

Eilftes Kapitel.

Unternehmungen des Attila gegen das abendländische Kaiserthum. Neue Eroberung der Stadt Rom durch die Vandalen. Gänzlicher Untergang des römischen Reichs in dem Occident.

In Spanien breiteten sich die Sueven und Alanen, nach dem Ausmarsch der Vandalen, um so weiter aus, so wie die Gothen in Gallien ihre bereits gemachten Eroberungen unter ihrem König Theodemir ebenfalls ausdehnten. Diese neuen Reiche waren noch nicht genug bevestiget, als ein plötzlicher Sturm ihnen sowohl, als demjenigen, was noch von dem römischen Reich übrig war, den gänzlichen Untergang drohte. Dieser kam von eben der Seite her, wie jener, wodurch die bisherigen großen Veränderungen sind veranlasset worden. Die Ankunft der Hunnen in den Gegenden diesseits des Dons hatte den Einfall der Gothen in das römische Reich nach sich gezogen, der Gothische aber den Vandalischen, Alanischen, Burgun-

gundischen, und anderer Völker. Die Hunnen fiengen nun wieder an, und zwar mit größerer Gewalt sich zu regen, als das erstemal.

Was sie seit ihrer Ankunft in Europa für besondere Schicksale gehabt, und was diese neue Bewegung verursachet hat, läßt sich nicht genau aus den Geschichtschreibern bestimmen. Die, so diesseits des Dons an den Ufern der Donau gewohnt, hielten sich ziemlich ruhig, und schickten den Römern oft Hülfstruppen. Daß sie nichts Großes mehr unternommen, daran scheint ihre eigene Verfassung Schuld gewesen zu seyn; indem sie unter zu viel Fürsten und Oberhäupter zertheilt gewesen. Endlich aber trat ein Held unter ihnen auf, der die ganze Nation seiner Bothmäßigkeit unterwarf; und, wenn wir einigen neuen Entdeckungen trauen dürfen, mit einem Arm Europa, mit dem andern aber Asien bis in seine entlegensten Gegenden zittern machte. Attila war es, dessen Name unter gesitteten und ungesitteten Völkern so berühmt geworden, daß, die ersten Helden Griechenlands ausgenommen, von wenig Menschen so viel Wunderbares und Fabelhaftes ist erzählet worden. Eben dieses aber zeigt doch allemal so viel, daß er ein ausserordentlicher Mensch gewesen. Zum Glück haben wir noch einige, obwohl ver-

verstümmelte, Nachrichten von einem Römer, der an seinem Hof als Gesandter gestanden, die das Gepräge der Wahrheit und Unpartheylichkeit auf sich haben. Dieser, Priscus mit Namen, und der gothische Geschichtschreiber Jornandes geben uns folgende Beschreibung von ihm; der äußern Gestalt nach war Attila kurz von Leibe, von breiter Brust, großem Kopf, kleinen Augen und garstiger Farbe, so wie wir die Hunnen insgemein beschrieben gesehen, und noch wirklich einige Tartarische Stämme kennen. In diesem obgleich häßlichen Körper wohnte doch ein großer Geist.

Attila war ehrgeizig, unternehmend; weder die Größe, noch die Schwierigkeit der Gegenstände schreckte ihn; sonst aber war er nüchtern, und liebte weder Pracht noch Ueppigkeit. Die Hunnen und Gothen hatten ein ungemeines Wohlgefallen an prächtigen Reitzeugen; Attila verachtete solche. Bey seinen Gastmalen wurden allen Gästen goldene und silberne Geschirre vorgesetzt; er allein hatte hölzerne. Auf die Tafel kamen verschiedene Gerichte; er begnügte sich mit wenigen. Da alles lustig war, und lachte, war er allein ernsthaft, und nicht einmal sein Sohn getraute sich in seiner Gegenwart die Augen zu erheben.

Aus

Aus diesem letztern sehen wir, daß seine Sitten mehr Asiatisches als Deutsches hatten, obschon an seinem Hofe, nebst der hunnischen Sprache, die gothische und folglich die deutsche gemein war. Doch ließ sich seine Gemahlinn nicht allein öffentlich sehen, sondern bewirthete auch selbst die Fremden. Priscus selbst hat einem Abendessen bey ihr beygewohnt, wobey sie ihre Gäste mit eben so angenehmen Discursen unterhielt, als prächtig die Tafel war. Attila hatte auch Poeten an seinem Hofe, die die Heldenthaten ihres Herrn besungen, und zwar so, daß sie den Anwesenden, die Alters halben nicht mehr den Feldzügen beywohnen konnten, die Thränen aus den Augen lockten, den Jungen aber Vergnügen, Muth und heisse Begierde nach Siegen einflößten. Attila verstand sich eben so gut auf Unterhandlungen, als Krieg. Den Römern schickte er so oft Gesandten, daß sie es zuletzt müde wurden, indem diese Gesandten nie mit leeren Händen fortgiengen, und Attila nebst seinen politischen Absichten, auf diese Art auf Unkosten der Römer seine getreuesten Diener belohnte. Die so sehr unter sich verschiedenen Völker, die er zu regieren hatte, konnten freylich nicht anderst als durch Strenge in der Ordnung erhalten werden; doch hatte er auch jenes Ueber-

gewicht über sie, das große Geister über kleine zu haben pflegen, und das ihnen eine fester gegründete Hoheit über sie verschaft, als alles Flittergold sowohl, als Schreckenbilder, womit der Thron umgeben ist.

Attila war an sich schon zum Krieg geneigt; doch soll ihn das eben damals gefundene Schwerd des Mars, oder sonst eines Helden, noch mehr dazu angefrischt haben. Vielleicht war dieses eine Erfindung von ihm, um den Seinigen mehr Muth zu machen. Dieses vermeintliche Schwerd ist hernach zu den Deutschen gekommen, wie diese in den mittlern Zeiten geglaubt haben. Nebst seiner eigenen Nation hatte Attila zuerst die Ostgothen, Gepiden und andre jenseits der Donau wohnende Völker sich unterwürfig gemacht, und den Seinigen auf solche Art wissen einzuverleiben, daß sie, ob sie schon ihre eigene Fürsten und Gesetze hatten, doch seine Oberherrschaft gern erkennten, und mit ihm gemeine Sache gegen seine Feinde machten.

Durch diese unterstützt, zwang er den Occidentalischen Kaiser, ihm einen Strich Landes an der Sau abzutreten, welches ihm eine Stellung zwischen beyden Reichen verschafte, so daß er sich hinwenden konnte, wo er wollte. Den Orienta-

lischen Hof demüthigte er auf eine weit schimpflichere Art. Die Römer mußten ihm, um Friede zu haben, versprechen, 1.) alle Hunnen, die ihre Zuflucht in die römischen Länder genommen hätten, oder noch nehmen würden, auszuliefern; 2.) die römischen Gefangenen, die den Hunnen ohne Bezahlung ihres Lösegeldes entwischen würden, auf gleiche Weise auszuliefern, oder acht Stücke Goldes für einen jeden von ihnen zu bezahlen; 3.) anstatt der dreyhundert und fünfzig Pfund Goldes künftig jährlich sieben hundert zu bezahlen; 4) keinem Volk in der Welt beyzustehen, wenn es von den Hunnen angegriffen würde, oder mit denselben Krieg führte. Vermöge dieses schändlichen Vergleiches lieferten die Römer sogleich einige Fürsten von dem königlichen Geblüte der Hunnen an den Attila aus, welche auf seinen Befehl, gleichwie die geringsten Sklaven, vor den Augen der Römer gekreuziget wurden, keines andern Verbrechens wegen, als weil sie ihr Vaterland verlassen hatten, um den Römern Kriegsdienste zu leisten. Doch hatte der Kaiser **Marcian**, der nach dem Tode des Theodosius *) durch die Vermählung mit seiner Schwester **Pulcheria** den Thron bestieg, das Herz, ihm sagen zu lassen, da er die jähr-

*) Im J. Chr. 451.

jährliche Steuer foderte, daß er Gold für seine Freunde, und Stahl für seine Feinde habe.

Attila, der solche Complimente nicht gewohnt war, wurde zwar dadurch sehr aufgebracht; doch, weil er seinen berühmten Zug nach dem Occident schon im Sinne hatte, ließ er seinen Zorn nicht heraus, in Hoffnung, daß es ihm ein Leichtes seyn werde, sich an dem Orient zu rächen, wenn er einmal den Occident würde überwältiget haben. Des Kaisers Valentinian *III.* eigene Schwester, Honoria, hatte ihm einigen Anlaß zu dem letztern gegeben. Noch in ihrer Jugend überließ sie sich verschiedenen Ausschweifungen zur Schande ihres Hauses; und als man ihr Einhalt that, fand sie Wege mit dem Attila in geheime Unterredungen zu treten, bot sich ihm als Braut an, und das abendländische Reich als das Heirathgut, zum Zeichen der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnungen schickte sie ihm zugleich einen kostbaren Ring. Nichts konnte schmeichelhafter für den Attila seyn, als dieser Antrag. Was man sonst ihm zu Gefallen gethan hatte, geschah aus Furcht vor seiner Macht; in dieser Sache aber war seine eigene Person auf eine ganz besondere Art intereßirt. Zu dem Zug nach dem Occident munterten ihn noch der Vandalische König Gen-

serich,

-serich, und ein fränkischer Fürst auf; jener, weil er sich zu dem Visigothischen König Theodorich, dem er seine Tochter zurück geschickt hatte, die mit seinem Sohn Hunerich vermählt gewesen, nichts Gutes versah; dieser aber, um gegen seinen eigenen Bruder, der sich zu den Römern geflüchtet hatte, Hilfe zu haben. Attila brauchte die Politick gegen die röm schen Gesandten, die Valentinian abgeschickt hatte, um ihn zu besänftigen, daß er sich dem Anschein nach zufrieden stellte, und vorgab, seine Absichten wären nur gegen die Visigothen gerichtet; diesen hingegen meldete er, daß er nur als Feind der Römer komme. Sein Zug gieng durch Deutschland, mehr um sich zu verstärken, als Eroberungen darinn zu machen. Auf diese Art sind mehrere deutsche Völker, unter andern ein Theil der Thüringer, Brukterer, der Franken, Markmänner, Sueven, Quaden und Heruler zu ihm gestoßen, die mit ihm auf der Ebene von Chalons gegen die Römer gefochten haben.

Bey seiner Ankunft in Gallien öffneten ihm einige Städte die Thore, weil er vorgab, daß er nur den Durchzug nehmen, und eigentlich nur die Gothen anzugreifen willens sey. Weil sie aber durch seine Leute nicht anderst als feindlich behan-

delt wurden, schloßen die andern ihre Thore vor ihm zu. Hierauf zog er die Larve ab, belagert Tongres, Trier, Straßburg, Speyer, Worms, Maynz, eroberte dieselben mit Sturm, und plünderte sie. Alle seine Feldzüge geben an den Tag, daß er sich besser auf das Einnehmen der Städte verstanden, als einer der barbarischen Heerführer, die vor ihm das römische Reich angefallen haben. Indessen hatte der römische Feldherr, Aetius, so viele Mannschaft zusammen gezogen, als er konnte, und die Visigothen, denen es noch mehr darum zu thun war, die Hunnen aus Gallien zu schaffen, als den Römern, hatten sich nebst einem Theil der Burgunder, Franken und Alanen mit ihm vereiniget. Mit diesen rückte er dem Attila entgegen, und in der Ebne von Chalons kam es zu einem der blutigsten Treffen, von dem die Geschichte Meldung thut. Beyde Theile fochten mit gleicher Tapferkeit und Hartnäckigkeit, bis endlich die Nacht die erhitzten Streiter trennte. Des andern Tages hielt sich Attila ruhig in seinem Lager, und zog sich endlich gar über den Rhein zurück. Vermöge dieses Rückzuges hielten sich seine Gegner berechtiget, sich den Sieg beyzulegen. Ihr Mißtrauen gegen einander aber war viel zu groß, als daß sie sich denselben hätten

zu Nutze machen sollen. Aetius rieth selbst dem gothischen Prinzen Thorismund, dessen Vater, Theodorich, in dem Treffen geblieben war, mit seinen Leuten nach Hause zu kehren, damit sich nicht etwann einer seiner Brüder der Schätze seines Vaters und des Thrones bemächtigen möchte. Daher glaubte man durchgehends, er habe besorget, durch die gänzliche Aufreibung der Hunnen dürften die Gothen zu mächtig und übermüthig werden.

Attila war so wenig durch den vorigen Feldzug niedergeschlagen, daß er vielmehr das nächste Jahr auf Italien selbst losgieng, und dasselbe wie ein reissender Strom überschwemmte. Die Stadt Aquila in Venetien hielt eine dreymonatliche Belagerung aus, und wurde dafür nach ihrer Einnahme gänzlich zerstöret. Die Städte Trevigio, Verona, Mantua, Cremona, Brescia und Bergamo erfuhren ein gleiches Schicksal. Die äußerst bestürzten Italiener wußten kein anders Zufluchtsmittel, als daß sie eine Gesandschaft an ihn schickten, worzu unter andern auch der Pabst Leo gebraucht wurde, und durch Vorstellungen, Versprechen und gute Worte ihn von fernern Verwüstungen abzuhalten suchten. Attila war eben im Begriff nach Rom zu ziehen, ob

ihn schon die Seinigen, die sich, nach gemachter genugsamer Beute, nach Hause sehnten, auf alle Weise, und unter andern auch durch das Beyspiel des Alarich davon suchten abwendig zu machen, der wenige Zeit mehr gelebt hätte, nachdem er sich an Rom vergriffen. Als auch Hunger und Krankheiten bey dem Heer eingerissen, gab er endlich den Gesandten geneigtes Gehör, machte einen Stillstand, und gieng zurück, mit Bedrohen, den Italienern künftig noch schärfer zuzusetzen, wenn sie ihm die Honoria nebst dem ihr zugehörigen Antheil der kaiserlichen Schätze nicht auslieferten. Sein im nächsten Jahr erfolgter Tod *) befreyte Italien und das übrige Europa von neuen Verwüstungen, und das von ihm gestiftete Reich gieng mit ihm wieder unter, indem seine Söhne die Geistesgaben nicht hatten, die zur Beherrschung so vieler Nationen erfodert wurden. Die vornehmsten der unter ihm vereinigten Völker, als die Ostgothen, Gepiden, Heruler und andere setzten sich in Freyheit, und jedes suchte nun seine Sache für sich zu behaupten, und Eroberungen zu machen.

Uebri-

*) im J. Chr. 453.

Uebrigens neigte sich das von dem Attila erschütterte, aber nicht gänzlich zu Grunde gerichtete römische Reich nach seinem Tode gleichsam von sich selbst zu seinem Falle. Der Kaiser **Valentinian** ermordete den Aetius, der noch die einzige Stütze desselben war, mit eigener Hand, weil ihm sein Verschnittener, Heraclius, einen Verdacht gegen ihn beygebracht hatte; Valentinianus wurde aber auch auf Anstiften des Petronius Maximus gleichfalls ermordet *), worauf sich letzterer zum Kaiser ausrufen ließ, und, als seine Gemahlinn nicht lange hernach starb, des **Valentinian** hinterlassene Wittwe, Eudoxia, nöthigte, sich mit ihm zu vermählen. Eudoxia war so sehr entrüstet, den Mörder ihres Mannes zum Gemahl zu haben, daß sie den Vandalischen König Genserich zur Hilfe und Rache aus Afrika herbey rief. Genserich kam mit einer großen Flotte, und setzte Rom in eine neue Bestürzung. **Maximus** war einer der ersten, der sich durch die Flucht retten wollte; worüber der Pöbel so sehr ergrimmte, daß er ihn mit Steinen verfolgte, ein Soldat aber mit einem Dolch darnieder stieß. Drey Tage nach dem Tod des Maximus zog Genserich ohne Widerstand in Rom ein **), und plünderte die

*) im J. Ch. 455. **) im J. Ch. 455.

Stadt vierzehen Tage lang nach Gefallen. Was noch von den Gothen übrig gelassen war, fiel den Vandalen in die Hände. Sogar die Dächer von Erz wurden nicht geschonet, und unter andern das halbe Dach des Tempels des Jupiter Capitolinus abgedeckt, und hinweggeführt. Ein ganzes Schif mit Statuen scheiterte unterwegs. Die so sorgfältig von den alten Römern aufbewahrten Zeichen ihrer Triumphe, wenn sie einen auch nur geringen Werth hatten, oder fortgeschleppt werden konnten, giengen gleichfalls verlohren. Besonders sind unter den letztern die Gefässe merkwürdig, die der Kaiser Titus ehemals aus dem Tempel zu Jerusalem mit sich genommen hatte, und die jezt nach Charthago wandern mußten. Charthago ward also an den Römern gerochen; und, was das wunderbarste dabey ist, durch Leute, die von dem baltischen Meere herkamen.

Die Römer verrichteten nach dieser wiederhohlten Plünderung von Rom nichts Erhebliches mehr, als daß sie einen Kaiser nach dem andern wählten, und wieder abdankten, gleich einem Kranken, der Aerzte und Arzney ändert, ohne sich deßwegen besser zu befinden. Seit dem Tode des Kaisers Valentinian *III.* trugen ihrer neune auf solche Art den schon abgewürdigten

Na-

Namen der römischen Kaiser, bis sich endlich Odoacer, ein Anführer der Heruler, Italien unterwarf †), und dem abendländischen Kaiserthum ein Ende machte. Odoacer ist keiner von den Eroberern, die ein Land mit einem Heere, überziehen, und sich durch das Schwerd als ein Eigenthum erwerben; sondern mit ihm ist nur vorgegangen, was Synesius schon lange vorgesaget, wie wir an seinem Orte gehöret, und Gaines im Orient vorhatte, und was die Türken in den folgenden Zeiten mit den babylonischen Califen ins Werk gesetzt haben. Er diente den Römern mit einem ansehnlichen Heer deutscher Truppen, die meistens aus Herulern bestunden. Er selbst war ganz arm nach Italien gekommen, und hatte in römischen Diensten sein Glück gemacht. Da die Kaiser in solche Unmacht verfielen, daß in ihnen nichts mehr, als der Name, übrig war: machte er sich durch Hilfe seines unterhabenden Corps zum Herrn von Italien, und ließ den Romulus, der als der letzte in dem Occident den kaiserlichen Titel führte, gefangen nehmen, und in einem Schloß in Campanien gefänglich bewachen.

Odoa-

†) im J. Chr. 476.

Odoacer, ob er gleich Herr von Italien war, nahm den kaiserlichen Titel nicht an, sondern nur den Titel eines Königs von Italien. Sonst war er ein Mann, der des Thrones würdig war, in so weit es einer von seiner Herkunft seyn konnte. Den Römern ließ er ihre Gesetze und Religion, ob er schon für sich ein Arianer war; sein Reich aber erweiterte er durch die Eroberung von Sicilien, und breitete es von Seiten Deutschlandes bis an die Donau aus. Mit dem Orientalischen Hof suchte er allezeit ein gutes Vernehmen beyzubehalten, und schickte zu diesem Ende Gesandten dahin. Dieß alles aber hinderte nicht, daß er nicht dem Ostgothischen Prinzen Theodorich nach einer dreyzehnjährigen Regierung Platz machen mußte. Theodorich zog mit Gutheisen des Kaisers Zeno nach Italien, überwand den Odoacer dreymal *), und belagerte ihn in Ravenna, wo er sich drey Jahre lang ungemein standhaft vertheidigte, zulezt aber an den Theodorich sich ergeben mußte. Der Accord ward gemacht den 27. Febr. 493. Theodorich hielt seinen Einzug in Ravenna den 5. Merz und ermordete den Odoacer einige Tage hernach mit eigener Hand ob er ihm schon eidlich versprochen hatte, ihm das Leben zu lassen. Bey

*) im J. Chr. 489.

Bey dieser allgemeinen Zerrüttung fanden auch die Franken Gelegenheit, sich einen Theil des römischen Reichs zuzueignen, wie wir noch hören werden.

Zwölftes Kapitel.

Sitten und Charakter der Deutschen in ihren neuen Wohnungen. Staatsverfassung. Lehnsystem. Gerichtsverfassung. Betragen gegen die alten Unterthanen. Glück und Unglück.

Diese Völker waren nun auf einmal gleichsam in eine neue Welt versetzt. Andere Sitten, andere Sprache, andere Begriffe, andere Gesetze, andere Kleidung, andere Lebensart, kurz, alles trafen sie anderst an, als es bey ihnen gewesen. In solchen Umständen sieht man einander an, wundert sich übereinander, verachtet sich, und nähert sich einander, ohne es selbst zu wissen. Da jeder Theil etwas von dem Seinigen verliert, kömmt zulezt ein dritter Charakter zum Vorschein, der keinen von bey-

beyden vollkommen ähnlich ist. Ob schon dieses der ordentliche Lauf der Dinge ist: so konnte es sich doch, in Ansehung der deutschen Völker, nicht so geschwind, als in andern Fällen zutragen, indem der Abstand beyderseits so groß war. Die Barbaren machten auch mitten in den eroberten Ländern gleichsam eine Republik für sich aus, und die Römer ebenfalls. Jede hatte ihre eigene Gesetze, Sitten und Gebräuche, nur daß die letzte unter den Befehlen der ersten stund, und es sich mußte gefallen lassen, was man mit ihr anfieng.

In der That war es eine der größten Veränderungen, die sich jemals zugetragen haben, daß Leute, denen nichts verächtlicher war, als ein Barbar, jezt ihnen nicht allein unterthänig seyn, sondern sich auch gesetzmäßig von ihnen mußten taxiren, und öffentlich, als um die Hälfte geringhaltiger als ein Barbar, anschlagen lassen, wie wir noch hören werden. Aber nicht nur allein deßwegen hüteten sich die nun mitten in den römischen Provinzen seßhaft gewordenen Deutschen von einem genauern Umgang mit den alten Unterthanen, oder den Römern, wie man sie nennte, weil sie sich zu gut zu seyn deuchten; sondern auch, damit ihre Sitten nicht verderbt würden. Noch immer,

sagt

sagt Salvian von Massilien, sind wir unter schamhaften Barbaren unverschämt. Ich sage noch mehr, die Barbaren ärgern sich an unsern Unreinigkeiten. Die Gothen dulden keinen Hurer unter sich. Den Römern allein erlauben sie, vermöge ihres Namens und ihrer Nation, unkeusch unter ihnen zu seyn. Und was sollen wir von Gott hoffen? Wir lieben die Unreinigkeit, die Gothen verabscheuen sie; wir meiden die Keuschheit, die Gothen lieben sie — Ich frage nun jene, die sich einbilden, wir wären besser als die Barbaren, sie sollen nun aussagen, was von diesem nur die wenigsten unter den Gothen thun, und was nicht die Römer alle oder doch fast alle d). Eben dieser Salvian wußte

d) Inter pudicos barbaros impudici sumus. Plus adhuc dico, offenduntur barbari ipsi impuritatibus nostris. Esse inter Gothos non licet scortatorem Gothum, soli inter eos præjudicio nationis ac nominis permittuntur impuri esse Romani. Et quæ nobis rogo spes ante Deum est? Impudicitiam nos diligimus, Gothi execrantur, puritatem non fugimus, illi amant. — Hic nunc illos requiro, qui meliores nos putant esse, quam barbaros. Dicant quid

wußte die Wege der Vorsicht bey der Zerstörung des römischen Reichs auf keine andere Weise zu rechtfertigen, als daß er es seinen Landsleuten öffentlich unter das Gesicht sagte, die Barbaren wären lange nicht so lasterhaft, als sie; und wenn auch die ersten einige Laster an sich hätten, wären ihnen diese nicht so zuzurechnen, wie den Römern. Die Sachsen sind wild, sagt er an einem andern Ort e), die Franken treulos, die Gepi-

quid horum vel paucissimi Gothi faciunt, vel quid horum non Romani omnes vel pæne omnes. SALVIANUS *L. VII. de Providentia Dei p. m.* 253.

e) Gens Saxonum fera est, Francorum infidelis, Gepidarum inhumana, Hunnorum impudica; omnium denique gentium barbararum vita vitiosa. Sed nunquid eundem reatum habent illorum vitia quam nostra? Nunquid tam criminosa est Hunnorum impudicitia quam nostra? Nunquid quam accusabilis Francorum perfidia quam nostra? Aut tam reprehensibilis ebrietas Alemanni, quam Christiani? Aut tam damnabilis rapacitas Alani, quam rapacitas Christiani? Si fallit Hunnus vel Gepida, quid mirum est, qui culpam penitus falsitatis ignorat? Si pejeret Francus, quid novi faceret; qui perjurium ipsum sermonis genus esse putat, non criminis. Et quid hoc mirum, si hoc barbari ita credant, qui legem & Deum nesciunt. SALVIAN. *L. IV. de Providentia p.* 141.

Gepiden unmenschlich, die Hunnen unkeusch; alle Barbaren haben Laster an sich. Sind aber ihre Laster so sündhaft als die unsrigen? Verdient wohl die Unkeuschheit eines Hunnen, die Treulosigkeit eines Franken, die Trunkenheit eines Alemanniers, die Raubsucht eines Alanen eben solche Ahndung, als jene eines Christen? Wenn ein Hunne, ein Gepid betrügt, was Wunder, da er das Strafwürdige davon gar nicht einsieht? Wenn der Frank falsch schwört, was neues thäte er, da er den Meineid nicht anderst, als eine gemeine Rede ansieht? Und was ist es Wunder, wenn die Barbaren so glauben, die weder Gott noch ein Gesetz kennen?

Weil es gleichsam eine Schande war, ein Römer zu seyn: so behielten sie ihre Kleidung, um auch durch das Aeusserliche von ihnen unterschieden zu seyn. Der Ostgothische König Theodorich macht hier vielleicht allein eine Ausnahme; indem dieser an dem orientalischen kaiserlichen Hof erzogene Prinz, um sich bey eben diesem Hof beliebt zu machen, die römische Kleidung anlegte, und seinem Volk eben dieß befahl. Auch ihre Sprache behielten sie, wenigstens unter sich, bey. Bey den Franken blieb die deutsche Sprache die

Hofsprache bis unter den Karolingern. Dieselbe aber allgemein zu machen, fanden sich unüberwindliche Schwierigkeiten. Man ließ den alten Unterthanen die christliche Religion mit ihrer Liturgie, und allem übrigen, wie sie sie ausgeübt hatten; und eben dadurch wurde die lateinische Sprache stillschweigend auch durch die Gesetze bestätigt. Da sie selbst anfiengen, sich zu eben dieser Religion zu bekennen; so war es theils unmöglich, den Gottesdienst in ihrer Sprache zu halten weil, die Gothen ausgenommen, die übrigen dieselbe nicht schreiben konnten; theils auch, weil sie viel zu arm an Worten war, um die Geheimnisse der Religion und die Kirchengebräuche damit zu bezeichnen; und es auch überhaupt für unanständig gehalten wurde, eine andere Sprache dazu zu gebrauchen, als bisher geschehen war. Von den deutschen Nationen, die die Lehre des Arius angenommen haben, wissen wir gar nichts, ob, und was sie für Liturgien gehabt; nur daß die Uebersetzung der Evangelien, die der gothische Bischof, **Ulphilas**, veranstaltet hat, zu uns gekommen ist. So viel ist aber gewiß, daß auch diese den alten Einwohnern ihre Religion gelassen haben, mit der zugleich die lateinische Sprache um so tiefer eingewurzelt ist.

Ihre Sprache konnte auch deßwegen nicht so leicht die Oberhand gewinnen, weil ihnen die alten Einwohner an der Zahl weit überlegen waren; und diese nicht leicht dahin zu bringen waren, ihre sanftern und gelindern Töne mit den rauhen Hauchen der Deutschen zu verwechseln. Wir dürfen uns nicht einbilden, daß wir noch eben die Aussprache haben, welche unsere Voreltern gehabt haben, indem gewiß die Hälfte davon durch die eingeführten Buchstaben und das Schreiben verlohren gegangen ist. In was für einer Verlegenheit man oft möge gewesen seyn, solche deutsche Laute durch Buchstaben auszudrücken, kann uns der einzige Name des fränkischen Königs, Klodwig, lehren. Bald schrieb man Hludwig, bald Clodwich, bald Lodoin, Klodowech, und noch auf andere Art. Daß jeder Schriftsteller die gewöhnliche Aussprache habe ausdrücken wollen, daran ist gar nicht zu zweifeln. Und eben daher, weil man sie nicht schreiben konnte, war sie auch noch ganz unregelmäßig, und um so schwerer zu erlernen; so daß es für etwas Außerordentliches gehalten wurde, wenn ein Römer deutsch lernte; welches selten, und nur von denen geschah, welche bey Hof ihr Glück machen wollten.

Es ist demnach kein Wunder, daß vielmehr die Deutschen nach und nach das Latein, wenigstens wie es damals geredet ward, lernten; besonders da sie anfiengen, nach Kirchenämtern zu streben. Man hätte glauben sollen, sie würden mit der Sprache auch dasjenige sich eigen machen, was von Wissenschaften und Künsten noch übrig war; indem das Wahre und Schöne nach und nach die Herrschaft auch über die rohesten Gemüther gewinnt, wenn sie nur einiger maaßen zubereitet sind es zu fühlen, und der gute Geschmack noch Kenner und Verehrer genug hat, um sich mitten in der Barbarey, wenigstens noch eine Zeitlang, zu erhalten. An beyden Stücken fehlte es bey dem Eintritt der Barbaren in das römische Reich. Der damals in Gallien lebende gelehrte Bischof, Sidonius Apollinaris, sagt von den Deutschen: ihre Gefühle wären so steif als ihre Körper. Glücklich, schreibt eben dieser an seinen Freund Catullinus, glücklich sind deine Augen, und Ohren, glücklich deine Nase sogar, da dir nicht ein mit Zwiebeln und Knoblauch gefüllter Burgunder in aller Frühe zehen Trachten anrichtet f). Dieses alles sagt ein Mann, in dessen Schriften der gesuchte und

f) *Carm. XII. ad Catullin.*

und tändelnde Witz aller Orten hervorsticht, und der selbst ein lebendiger Zeuge von dem bereits gesunkenen guten Geschmack ist.

Die Wissenschaften waren überhaupt so sehr in Verfall gekommen, daß bereits Claudius Mamertus, ein gelehrter Gallier, der um die Hälfte des fünften Jahrhunderts gelebt, ihnen ihre Grabschrift zu verfertigen dachte. Es ist höchst merkwürdig, was Ammian Marcellin von der Stadt Rom selbst sagt, noch ehe an die Eroberung derselben gedacht wurde. Sie (die Römer) scheuen die Gelehrten, als Leute von übler Vorbedeutung, und die dem Staat unnütz wären. Hingegen denen, die die Kunst zu spielen vollkommen verstehen, oder alle Kleinigkeiten des Circus, und der Kutscher (aurigarum) oder andere Stadtneuigkeiten wissen, verstatten sie den freyen Zutritt. In den wenigen Häusern, sagt er ferner, wo man zuvor noch einige Achtung für die Wissenschaften hatte, hört man jetzt nichts als Saiteninstrumente. Anstatt des Weltweisen wird der Sänger herbeygerufen. Anstatt des Redners, der Lehrer der Theatralkünste. Und nachdem man die Bibliotheken auf ewig gleich den Todtengräbern geschlossen hat, wird nun

an nichts, als an Wasserorgeln, an Lauten so groß als Wagen, an Flöten, und andern zur Pantomine gehörigen Werkzeugen gearbeitet. Zuletzt ist man so weit in die Niederträchtigkeit herabgesunken, daß, da noch nicht lang die Fremden, aus Besorgniß einer Hungersnoth, aus der Stadt geschaft wurden, man die Lehrer der Wissenschaften, ohne ihnen nur Zeit zu lassen Athem zu holen, vertrieben hat; da man hingegen alle Comödianten, und die sich nur anstellten es zu seyn, zurück behalten hat, und dabey noch drey tausend Tänzerinnen mit so vielen Tänzern, und den Chören in der Stadt gelassen hat, ohne ihrer nur die geringste Meldung zu thun g) Alles die-

g Homines eruditos & sobrios ut infaustos & inutiles vitant. . . . is adhibetur, qui pro domibus excubat, aurigarum, aut artem tesserariam profitetur, aut secretiora quædam se nosse confingit . . . . Paucæ domus studiorum seriis cultibus antea celebratæ, nunc ludibriis ignaviæ torpentes exundant, perflabili sono vocali tinnitu fidium resultantes. Denique pro Philosopho Cantor, & in locum Oratoris doctor artium ludierarum accitur: & *bibliothecis sepulchrorum ritu in perpetuum clausis* organa fabricantur hydraulica, & lyræ ad spe-

dieses war die Folge des äussersten Luxus, der gerade das Gegentheil wirkt, als der nehmliche Luxus, wenn er in gewissen Schranken gehalten wird.

Mit den Künsten hatte es die nehmliche Beschaffenheit. Diocletian und Constantin waren die letzten, die öffentliche Gebäude aufgeführt, in denen zwar Stärke und Dauerhaftigkeit angebracht, der Plan hingegen um so ärmer, und die Ausführung eben so armselig ist. Mit den andern Künsten sah es eher schlimmer, als besser aus. So arm die Römer an großen Thaten waren, als das Reich sich dem Verfall näherte: so großes Verlangen trugen sie nach Statuen. Anstatt aber daß die Alten die Zierde derselben

speciem carpentorum ingentes, tibiæque & histrionici gestus instrumenta non levia. Postremo eo indignitatis est ventum, ut, quum peregrini ob formidatam haud ita dudum alimentorum inopiam pellerentur ab urbe præcipites, sectatoribus disciplinarum liberalium impendio paucis sine respiratione ulla extrusis, tenerentur mimarum assecIæ viri, quive id simularunt ad tempus, & tria millia saltatricum ne interpellata quidem cum choris totidemque remanerent magistris,; AMMIAN. MARCELLIN. *Lib.* 14. *Cap.* 5.

selben von der Hand des Meisters erwarteten, setzte man sie in den neuern Zeiten in die Materie; und da nicht alle so reich waren, sich Statuen aus Gold machen zu lassen, ließen sie sie doch mit Goldblech überziehen h), welches denen bald dazwischen gekommenen Barbarn eben recht war, und die vermeinte Ewigkeit, die man dadurch erhaschen wollte, in der Geburt erstickte.

Nebst dem zu stark überhand genommenen Luxus, war noch ein anders Uebel, das sich nur von weitem zeigte, auch der Hauptstadt schädlich. Rom mußte in den alten und neuen Zeiten seine Künstler von den Provinzen entlehnen. Die Römer waren durch die Freygebigkeit der Kaiser so sehr von anhaltenden Arbeiten, durch welche sich allein der große Künstler bildet, entwöhnet, daß sie glaubten zu dem Müßiggang privilegirt zu seyn. Die Provinzen hingegen waren durch die starken Einfälle der Barbaren, und die großen Auflagen, wodurch ihnen vollends das Mark aus den Beinen gesogen ward, so sehr entvölkert, und so arm geworden, daß es nicht möglich war große Künst-

ler

h) Ex his (Romanis) quidam æternitati se commendari posse per statuas æstimantes, eas ardenter affectant, . . . easque auro curant imbracteari. AMMIAN. MARCELL. *L.* 14. *C.* 5.

ler hervor zu bringen. Wo nicht Menschen im Ueberflusse sind, da behilft man sich mit den nöthigsten Arbeiten; und wo nichts mit Kunstarbeiten gewonnen wird, da vergeht auch alle Neigung dazu.

Rom würde allem Anschein nach, wenn auch nicht die Barbarn das Reich zerstört hätten, in die Barbarey gesunken seyn; letztere machten nur, daß es um so geschwinder geschah. Da der falsche Geschmack bereits schon stark überhand genommen hatte, so kann man es ihnen gewiß nicht übel nehmen daß sie sich nicht bis zum Guten emporgeschwungen haben. Besonders geschieht den Gothen unrecht, wenn man ihnen die Verderbung des Geschmacks zur Last legen will, oder den falschen Geschmack nach ihrem Namen benennet. Wir haben Zeugnisse vor uns, die keinem Zweifel unterworfen sind, daß der Ostgothische König, Theodorich, Wissenschaften und Künste unterstützt hat, ob er schon eben nicht haben wollte, daß sein eigenes Volk sich damit abgeben sollte. Von dem Visigothischen König Theodorich *II.* sagt Sidonius Apollinaris, daß man an seinem Hofe, und besonders an seiner Tafel, die griechische Zierlichkeit, den gallicanischen Ueberfluß, die italienische

Geschwindigkeit, öffentlichen Pracht, Privatfleiß und königliche Ordnung antreffe i).

Eben so ungegründet ist der Vorwurf wegen der Baukunst, in der die Gothen einen neuen Geschmack sollen eingeführt haben, den man den Gothischen nennt. Wir haben wenig oder gar keine Gebäude von ihnen. Dasjenige, was man außer Italien gothische Bauart nennt, stammt vielmehr von den Arabern her, von denen man in dem neunten, zehnten und folgenden Jahrhunderten Vieles, so gar in den Wissenschaften, geborgt hat. Der einzige Ostgothische König Theodorich, hat nicht allein die zerfallenen Gebäude und Mauren verschiedener italienischer Städte wieder aufrichten lassen, sondern auch einige Gebäude zu Ravenna aufgeführt k). Zu diesen aber, in was für einem Geschmack sie nun auch

i) Videas ibi elegantiam græcam, abundantiam Gallicanam, celeritatem Italam, publicam pompam, privatam diligentiam, regiam disciplinam. SIDON. APOLL. *Epist. L.* 1 *Ep.* 2.

k) Was es für welche gewesen, und was er überhaupt zur Verschönerung der Stadt beygetragen, kann man bey dem RVEBVS *Hist. Ravenn. L.* 3. nachlesen. Obschon einige seiner Werke von einigen neuern in Zweifel wollen gezogen werden.

auch seyn mögen, brauchte er keine Gothen zu Baumeistern, sondern römische Künstler, so gut er sie haben konnte; wie wir aus mehrern Briefen des berühmten Caßiodor sehen. Die Schuld war also nicht auf seiner Seite, wenn sie nicht zum besten ausgefallen sind.

Die bereits herrschende christliche Religion rettete noch die wenigen Ueberbleibsel der Wissenschaften und Künste. Die Beredsamkeit, die auf den Gerichtsplätzen erstummte, gieng auf die Kirchenkanzeln über. Ein Theil der Poesie sogar wurde in der christlichen Kirche als einem Zufluchtsort aufgenommen. **Prudentius** und **Ambrosius** verfertigen Hymnen, worinnen die Geheimnisse der christlichen Religion ausgedrückt waren; und eben dadurch sind auch noch manche Stücke der alten Theatralmusik gerettet worden, indem zu den neu verfertigten Hymnen vermuthlich die schon vorhandenen Melodien sind gebraucht worden. In wie weit sich die alte Architektur und Musivarbeiten bey den neu aufgeführten Kirchengebäuden erhalten, kann man bey dem **Ciambini** nachsehen l).

Ihre

l) *Veter. monument. P. I. C. I.*

Ihre Staatsverfassung änderte sich nach und nach, wie ihr Charakter. Bey Nationen, die ohne ein festgesetztes Staatssystem leben, kommt es allemal viel auf die persöhnlichen Eigenschaften des Regenten an. Nachdem diese groß oder klein sind, wird er auch das Volk viel oder wenig lenken können. Da aber ihre ersten Könige in den neuen Besitzungen lauter Eroberer waren, die die Anschläge von mehrern Jahrhunderten ausgeführt haben: so war es ihnen ein Leichtes, bey einem durch sie glücklich gemachten Volke alles nach ihrem Willen einzurichten; zumalen Anfangs, da ihre Staaten noch sehr schwankten, es die Noth erfoderte, daß sich das Volk genau an seinen König hielt. Den Söhnen, in denen man das Andenken der Väter verehrte, war es eben so leicht, dasjenige fortzusetzen, woran man schon gewohnt war. Es scheint, die Könige haben auf dem römischen Boden sogleich auch die Grundsätze der römischen Regierung angenommen, so wie das Volk nach und nach seinen kriegerischen Geist, und mit ihm die Liebe zur Freyheit verlohren hat. Hin und wieder setzte es doch auch Unruhen zwischen den Königen und dem Volk, da sich die erstern zu viel Gewalt heraus nahmen. In Africa wäre es bald zu Thätlichkeiten gekommen, als der Van-

dalische

dalische König, Genserich, anfieng ganz willkühr-lich zu regieren. Genserich wußte aber den Miß-vergnügten zuvorzukommen, und schafte sie aus dem Wege, ehe sie ihm schaden konnten.

Dem ungeachtet behielt das Volk seinen An-theil an der gesetzgeberischen Gewalt; und die Kö-nige mußten noch lange Zeit das Volk fragen, wenn sie Krieg anfangen, oder neue Gesetze ma-chen wollten, wie man besonders aus der fränki-schen Geschichte wahrnimmt. Die Deutschen führ-ten nicht Krieg für ihre Könige, sondern für sich selber. Die Anmerkung muß zu Grunde gelegt werden, wenn wir uns von ihrer ersten Einrich-tung einen Begriff machen wollen. Eben hierinn äussert sich ein himmelweiter Unterschied zwischen der unsrigen und den damaligen Zeiten. Wenn der Feldzug glücklich ausgefallen war, so theilte man sich in die eroberten Länder, Schätze und Sclaven, die nun auch bey den Deutschen anfien-gen einen höhern Werth zu bekommen, da die Grundstücke bey ihnen in größere Achtung kamen. Der Unterschied lag nur darinn, daß die Könige einen weit ansehnlichern Theil bekamen, als jeder von dem Volk insbesondere.

Den Theil, der auf jeden fiel, bekam er nicht in der Absicht, um Kriegsdienste dafür zu thun:

denn dieß wäre eben so viel gewesen, als den Wolf zum Raube miethen. Diejenigen irren sich also sehr, die in dieser ersten Theilung den Ursprung des Lehensystems suchen wollen. Der Krieg war ohnehin ihre angenehmste Beschäftigung, und der Stand des Kriegsmannes der einzige Ehrenstand. Sie scheuten aus keiner andern Ursache den Stand der Knechtschaft so sehr, als weil er vom Krieg ausschloß. Da überdieß ein jeder ein kleiner Eroberer war: so legte die gemeinsame Theilung schon an sich einem jeden insbesondere eine wechselweise Gewährleistung von dem, was ein jeder empfangen hatte, auf. Kurz, jeder blieb, was er war, das ist, Soldat, und nicht, weil er mußte, oder darum bezahlt wurde, sondern weil er wollte und nichts anders verlangte zu seyn.

Dieses System hatte in der That seine gute Seite. Dadurch fiel auf einmal ein großer Theil von denen ungeheuren Summen weg, die ein stehendes Kriegsheer erfoderte. Die den alten römischen Unterthanen so gehäßige Recrutenhebungen unterblieben gleichsam. Wenn auch diese sonst keinen Vortheil von der Herrschaft der Barbaren gehabt hätten, müßte schon dieses genug gewesen seyn, sie über den Verlust ihrer vorigen Herren zu trö-

sten. Man hat auch kein Beyspiel, daß die alten Einwohner der Provinzen sich gegen ihre neuen Herren empört haben. Alle Stöße, so sie bekommen, haben sie sich entweder untereinander selbst beygebracht, oder von aussen erhalten.

Da die Nation selbst Soldat war, konnte man eher auf Treue, Redlichkeit und Eifer bey Kriegsunternehmungen zählen. Jeder stritt für sich, für sein eigenes Haus, Haab und Gut, Weib und Kinder. Man hatte sich auch keines Despotismus, oder einer tyrannischen Unterdrückung von Seiten der Könige zu besorgen. Wenn auch die Könige ihre Gewalt merklich weiter ausgedehnt haben, als sie zuvor war: mußte doch solche allezeit in gewissen Schranken bleiben, so lang die Nation selbst die Waffen in den Händen hatte, und die Befehle ihres Herrn selbst vollzog.

In einem Stücke aber irrten sie sich sehr. Sie glaubten, man könne römisch leben, und so tapfer bleiben, als ein Deutscher. Sie ließen sich nach und nach die römischen Gemächlichkeiten gefallen, aber nicht ihre Kriegszucht, welche das einzige Mittel ist, wodurch eine polizirte Nation gegen eine barbarische aushalten kann, und dasjenige ersetzen, was die letzte an Muth und Unerschrockenheit voraus hat. Hier aber gab es kein Mittel; sie

sie mußten entweder in allem bleiben, was sie bey ihrem Eintritt in das römische Reich gewesen, oder in allem Römer werden. Der Ostgothische König Theodorich merkte dieses, und verbot den Gothen ihre Kinder in die Schulen zu schicken, weil diejenigen niemal den Spieß und Degen ihres Gegners unerschrocken ansehen würden, die von Jugend auf die Ruthe gefürchtet m). Die Anwendung hievon läßt sich noch auf eine Menge anderer Dinge machen. Die Selbsttäuschung ist aber nirgends größer, als bey dem Gefühle eigener Kräfte, und nichts nimmt unmerklicher ab, als Muth und Tapferkeit, so lang man keinen Feind vor sich hat.

Je milder die Sitten waren, die sie angetroffen; je gelinder das Klima war, unter das sie verpflanzt worden; je länger sie sich auf römischem Boden aufgehalten: desto mehr sind sie ausgeartet. Von den Visigothen sagt Gregorius von Tours, daß sie ihrem Brauch nach gezittert hätten vor Klodwig und seinen nur erst aus ihren Waldungen hervorgebrochenen Franken. Die nemlichen Gothen zitterten doch gewiß nicht, als sie Rom stürmeten. An den Vandalen, die von dem kal-

m) PROCOPIUS *de bello Goth. L. 1. Cap. 2.*

kalten Norden in das warme Afrika versetzt worden, ist dieses noch sichtbarer. Ihr Reich ward von dem Kaiser Justinian durch ein mäßiges Heer von 15000 Mann, das großen Theils aus Barbarn bestand, ohne großen Widerstand zerstöret. In dem Zustand, worinn sie Procop n), der dem Feldzug mit beygewohnet, angetroffen, ist es aber auch gar kein Wunder. Sie liessen sich, nach seinem Zeugnisse, durch den fruchtbaren Boden und durch das gelinde Clima so sehr einnehmen, daß sie sich der Schwelgung, prächtiger Kleidung, großen Lebensart und häufigem Baden überliessen. Sie brachten ihre Zeit in dem Theater und Circus zu, und belustigten sich an Tänzern, Pantomimen und andern Ergötzlichkeiten; ihre Landhäuser waren prächtig, und ihre Gärten waren mit Wasserwerken, schönen Bäumen und wohlriechenden Blumen ausgezieret; man achtete keine Keuschheit, noch eine andere männliche Tugend.

Das Merkwürdigste bey diesem letzten Vorwurf ist, daß Salvian, der zur Zeit ihres Einmarsches in Africa schrieb, ihnen mehrmalen die Keuschheit, als eine besondere Eigenschaft vor den

n) *Histor. Vandal. L.* 2.

den andern deutschen Nationen beylegt. Die Vandalen, sagt er o), waren sonst die feigesten unter den Barbaren, aber die keuschesten; und Gott habe ihnen wegen ihrer Keuschheit die Spanier, und hernach die Carthaginienser, die unter allen römischen Nationen der Unzucht am meisten wären ergeben gewesen, unterwürfig gemacht. Eben dieser sagt auch, daß sie sich Anfangs gar nicht durch die Ausschweifungen der Römer hätten verführen lassen, sondern diese vielmehr gezwungen hätten keusch zu seyn. Ueberhaupt, wenn man die Zeit des Aufenthalts dieser Völker auf römischem Boden, die Beschaffenheit des Klima, und die Sitten der Völker, mit denen sie umgegangen sind, mit einander vergleicht: so läßt sich so ziemlich genau bestimmen, wie sich bey einem jeden die alten Sitten nach und nach verlohren haben; und man kann als eine Regel annehmen, daß das letzte, das aus Deutschland ausgerückt ist, allemal auch das tapferste gewesen. Grotius p) hält dafür, sie hätten nicht alle in den eroberten Provinzen bleiben sollen, sondern alle Jahr einen Theil der Nation nach Hause schicken, der durch neue Ankömmlinge allemal wieder wäre ersetzt

o) *L. VII. de gubernatione Dei.*

p) *Prolegom. Histor. Gothor.*

ersetzt worden. Durch diese beständige Abwechslung, wie man es mit ausländischen Gewächsen macht, würde der kriegerische Geist bey ihnen erhalten worden seyn. Allein, eben darum hatten sie so lange Krieg geführt, weil ihnen ihr Vaterland nicht gefiel, und eben dieses wurde gleich von andern Nationen besetzt, so bald sie dasselbe verlassen hatten. Eben dadurch wurden sie auch in den Stand gesetzt, große Reiche in der Geschwindigkeit zu stiften, weil sie mit Weib und Kindern ausgezogen sind.

Eines, wodurch sich ihre Staatsverfassung von der römischen, und der meisten übrigen Nationen auszeichnete, war das Lehensystem. Wir haben die Spuren davon schon in den deutschen Wäldern gefunden. Diese wollen wir jezt verfolgen. In Deutschland wußte man nicht einmal etwas von dem gemeinen Eid der Treue, der dem Fürsten wäre geleistet worden. Man war mehr dem Staat und Vaterland ergeben, als dem Fürsten. Nur diejenigen, die sich auf eine besondere Art dem Fürsten verbunden, und aus eigener Willkühr in sein Gefolge (comitatum) getreten sind, waren schuldig ihm unbedingt in den Krieg zu folgen. In den eroberten Ländern änderte sich alles dieses. Die Fürsten suchten in die Stelle

des Staates zu treten, und das Bestreben des Volks zur gemeinsamen Glückseligkeit auf sich zu lenken. Das Volk mußte den Eid der Treue ablegen q); das Gefolge aber suchten sie zu verstärken, so viel als immer möglich war, und noch durch einen besondern Eid der Treue sich zu verbinden. Dieses diente ihnen gleichsam als ein stehendes Heer gegen die Nation selbst, wenn sie schwürig würde, und gegen Auswärtige, wenn sich die Nation nicht sogleich zum Krieg verstehen wollte. Die bei der neuen Lebensart bald überhandnehmenden Bedürfnisse machten, daß sich klein und groß um die Wette zudrängten, sich den Königen zu empfehlen, und in das Gefolge aufgenommen zu werden suchten. In Deutschland wurde das Gefolge durch freyen Tisch, durch Geschenke an Pferden, Waffen und dergleichen belohnt. Liegende Güter hatten geringen Werth, und wurden nicht verlangt. Vielleicht dachte man noch viel zu edel, jezt aber waren sie angenehmer als alles andre. Die Könige gaben also ihrem Gefolge dergleichen

zum

q) Aus den Formeln des Markulfs sowohl, als verschiedenen Stellen des Gregorius von Tours sehen wir, daß der Eid der Treue bey den Franken eingeführt war.

zum Genuß. Diese Güter wurden, um sie von dem Eigenthum (Alode) eines jeden zu unterscheiden, Beneficia, und in der Folge Lehen genennt, und die Innhaber davon Vasallen (Gesellen). Da sie anstatt des Soldes für die Dienste, die man von jemand foderte, gegeben wurden: so fielen sie nach dem Tod des Innhabers wieder auf ihren Herrn zurück. Sie wußten sie aber auf tausenderley Weise in Eigenthum zu verwandeln; wodurch endlich die Quellen sich verstopften, und die Könige arm, die Vasallen hingegen reich wurden.

Nichts konnte für die deutsche Nationalfreyheit schädlicher seyn, als diese Verfassung. Die Großen verkauften sich an die Könige, und das Volk an die Großen. Es redete nicht mehr durch sich, dachte nicht mehr durch sich, und that nichts mehr durch sich, wie in seinen vorigen Wohnungen, sondern mußte sich von den großen nach ihrem Belieben führen lassen. Wer frey seyn wollte, für den war weder bey dem Könige, noch bey den Großen Gnade zu hoffen. Die Könige erreichten zwar in diesem Stücke ihre Absichten, daß sie die Nationalfreiheit nach und nach dadurch zu Grunde richteten; sie arbeiteten aber nicht für sich, sondern für ihre

Vasallen, die durch ihre Geschenke so mächtig geworden, daß sie den Königen selbst Gesetze vorschreiben konnten.

Dieses wäre noch einiger maßen zu verzeihen gewesen. Der große Fehler des Lebensystems war, daß der Lehnherr, es mochte der König, oder ein Großer seyn, denn auch diese hatten ihre Vasallen, von dem Staat getrennt, und letzterer darüber vergessen wurde. Gleichwie die selbst gewählten Verbindungen von den Menschen allezeit genauer beobachtet werden, als die natürlichen: so verlohr man die angebohrnen und wesentlichen, die jeder als Unterthan zu befolgen hatte, nach und nach aus dem Gesichte, und setzte sie gar in Collisionsfällen den ersten nach. Noch eine schlimme Folge war, daß man glaubte sich seinen Lehnherrn wählen zu können, wo man nur immer wollte, sollte es auch ausser dem Lande seyn, wo man ansäßig war, weil die Lehnsverbindung an sich willkührlich war. Eben daher folgerte man auch, daß man den Lehnsherrn verlassen, und ändern könne, wenn er auch der Landsherr selber war, in dem Falle, wo man glaubte eine gerechte Klage gegen ihn zu haben. Wir werden hören, wie viele Unordnungen diese unnatürlichen Grund-

sätze

sätze gleich unter dem ersten königlichen Stamme der Franken angerichtet haben. Ueberhaupt aber mußte der alte edle Freyheitsgeist der Deutschen einem knechtischen und eigennützigen Platz machen. Ein gewisses Point d'honneur sollte zwar das Hauptband zwischen dem Lehnsherrn und Vasallen seyn; das Interesse schimmerte aber aller Enden so stark hervor, daß man gleich sah, wodurch diese so sehr gerühmte Ehre müßte aufgewärmt werden, um einige Wirkungen hervorzubringen.

Die innere Policey und Ordnung wurde in Deutschland durch gewisse Gewohnheiten, welche die Stelle der Gesetze vertraten, erhalten. Nach ihrer Auswanderung fanden diese Nationen aus mehrern Ursachen für gut, ihre Gewohnheiten schriftlich zu verfassen. Wir haben noch diese schriftlichen Aufsätze, in welchen, ob sie gleich von verschiedenen Völkern herrühren, und zu verschiedenen Zeiten sind verfertigt worden, eine bewunderungswürdige Aehnlichkeit herrscht, die ihre deutsche Herkunft, wenn wir auch sonst keine Spuren davon hätten, allein genugsam verrathen würde. Grotius r) erhebt sie ungemein; Leibnitz s) verachtet sie. Grotius hat

r) *Prolegom. Script. Histor. Goth.*

s) *Praefat. Scriptor. Brunsuic.*

Recht, weil in der That eine gewisse Einfalt, ein Nachdruck, Kürze und gesunder Menschenverstand darinn herrschet, die man oft in den Gesetzen der polizirten Nationen vermißt. Leibnitz hat aber auch Recht, daß es eben so viel wäre, als von den Früchten zu der Eichel zurück kehren, wenn man sie wieder einführen wollte. Sie waren gut für die Umstände, in denen sie sind gemacht worden. So wenig der Mensch die Kleider in dem männlichen Alter tragen kann, die er in der Kindheit getragen hat, ob sie gleich einmal mögen schön gewesen seyn: so wenig können Völker in ihrem männlichen Alter mit ihren Jugendgesetzen auskommen.

Man darf diese Gesetze nur ansehen, um gewahr zu werden, daß sie für Leute gehörten, die nur den ersten Schritt zu dem gesellschaftlichen Leben gethan hatten, und noch an dem Rande desselben stunden. Wenn die Sicherheit der erste Beweggrund zu dem gesellschaftlichen Leben war, so mußten die ersten Gesetze allezeit dahin gehen, Niemand zu beleidigen. Man sieht auch aus der Geschichte der Menschheit, daß die ersten Gesetze der Völker meistens negativ gewesen. Die Deutschen unterscheiden sich nur durch die erstaunliche Zergliederung der Un-

bil-

bilden, wie z. B. der Ersatz muß gemacht werden bey einer jeden Art von Verletzung am Körper, die nur zu denken ist. Wie, wenn Blut vergossen worden, wenn der verlezte Theil nur blau geworden, wenn ein Bein heraus gesehen, wenn ein Bein gebrochen, wie es mit Stechen, Hauen, Schlagen zu halten, wie, wenn ein Aug, Ohr, Finger rc. verlezt worden. Diese Art der Gesetzgebung war ohne Zweifel eine Folge der noch ziemlich rohen und unbändigen Freyheit der Nation. Um sie an Gerichte zu gewöhnen, mußte dem Richter so wenig zu thun übrig bleiben, als nur immer möglich war; die Gesetze aber selber alles entscheiden; und um einer zu sehr an Gewaltthätigkeiten gewohnten Nation Einhalt zu thun, mußten alle Fälle auf das genaueste ausgedruckt werden, um alle Ausflüchten auf einmal abzuschneiden.

Die Art der Genugthuung für die Beleidigungen ist noch sonderbarer. Das Verbrechen mochte gewesen seyn, wie es wollte, so wurde es durch die Erlegung einer gewissen Summe Geldes abgebüßt. Wir haben schon aus dem Tacitus gehört, daß solches ein uralter Brauch der Deutschen gewesen. Jetzt wurde nur die Summe für jeden Fall genau bestimmt. Daß solches in man-

chen Fällen geschehen könne, ist leicht zu begreifen; aber wie die Ehre, wie Glieder des Leibes, wie das Leben selber durch Geld könne ersetzt werden, ist kaum zu errathen. Die Gesetze scheinen in diesem Falle nur für die Armen gemacht zu seyn, und der Reiche konnte thun, was er wollte. Wer 45 Solidos in der Tasche hatte, war so zu sagen Herr über alle Nasen seines ganzen Gaues t). Und in der That mußte dieses erst manchen in Versuchung dazu führen, so wie Caligula bey Erblickung eines Kopfes in die Versuchung gerieth ihn abhauen zu lassen, weil er es ungestraft thun konnte.

Wir müssen aber auch andrer Seits betrachten, daß ihr Charakter und ihre Sitten aufrichtig, einfach, und weder zu muthwilligen, noch zu studirten Bosheiten aufgelegt waren. Auch war der Ansatz der Unbilden ziemlich hoch, da diese Nationen wenig Geld hatten; und die Ungleichheit der Güter noch nicht so groß, wie jetzt, war. Wer nicht zahlen konnte, verlohr die Freyheit darüber, und wurde dem Beleidigten oder seinem Anverwandten als Knecht ausgeliefert,

t) Si quis nasum alteri excusserit, MCCCC. Denar. qui faciunt Sol. XLV: culpabilis judicetur. *LL. Sall. Litt.* 33. §. 13.

fert, die ihn entweder zu ihren Diensten brauchen, oder weiter verkaufen konnten. Und wenn auch das Geld einem helfen konnte, nachdem er den andern beleidiget: so war doch die Beleidigung an sich nicht so leicht ins Werk zu setzen. Jeder war bewafnet, und keiner geneigt Unbilden ungerochen zu verdauen. Dieses letztere scheint ein stärkerer Damm gegen alle muthwillige Beleidigungen gewesen zu seyn, als die Gesetze selber. Aus eben dieser Ursache scheint es auch, die Deutschen haben den Diebstahl mehr verabscheuet, als die Mordthaten u). Die Diebstähle geschahen an wehrlosen Dingen; und auch ein Feiger konnte leicht gereizt werden, sich daran zu vergreifen, da ihre zahlreiche Heerden, die in den Wäldern und Halden herumirrten, und ihre Geräthschaften bey ihren schlecht gebauten Häusern unmöglich so genau konnten verwahret werden. Bey den Alemanniern mußte für eine ermordete Weibsperson doppelt so viel, als für eine Mannsperson gezahlet werden x). Die Ursache war gewiß keine

u) Nach den Sächsischen Gesetzen *Litt. IV.* wurde derjenige, der ein Pferd gestohlen, mit dem Tod gestraft; eine jede Mordthat aber, auch eines Adelichen (Tit. II.) konnte mit Geld abgelöset werden.

x) *LL. Alleman. Tit.* 49.

keine andere, als weil letztere nicht wehrhaft war, und daher für ihre Sicherheit durch einen höhern Ansatz des Wehrgeldes gesorgt wurde.

Gleichwie ihre Gesetze noch meistens nach dem alten Fuße eingerichtet gewesen, also auch ihre Gerichtsform. Das Beste davon war, daß, da ihre Gesetze ganz einfach waren, ein jeder, der nur gesunden Verstand hatte, Richter oder Beysitzer seyn konnte. Und eben daher sah man mehr bey der Auswahl der Beysitzer auf die Redlichkeit des Herzens, als andere Eigenschaften. Bey den Franken waren Gerichtsbeysitzer und Ehrliche Leute gleichbedeutende Worte. Wir werden mehr von der deutschen Gerichtsverfassung hören, wenn wir von den fränkischen, alemannischen, und andrer deutscher Völker Gesetzen ins Besondere reden werden. Nur müssen wir noch etwas von der Art ihrer Proben beybringen. Die Hauptprobe geschah durch Zeugnisse, in Ermangelung derselben aber durch den Eid. Damit solcher um so kräftiger wäre, mußte der Schwörende nach Beschaffenheit der Sache eine gewisse Anzahl von Eidhelfern (Consacramentalen) bey sich haben, die mit ihm den Eid ablegten. Der Schwörende mußte seine Hand auf eine Kapsel, in der Reliquien von Heiligen aufbewahrt waren, legen;

die

die Eidhelfer hingegen legten nur ihre Hand auf die Hand des Schwörenden. Man erstaunet, wenn man die Geschichte durchgeht, wie leicht es war, dergleichen Eidhelfer auch in den schwierigsten Fällen zu bekommen. Diese Leichtigkeit war die Folge jenes allgemeinen Zutrauens, das ein Glied der Nation auf das andere setzte; die gesetzliche Verordnung an sich die Wirkung des Vertrauens, das die Nation auf sich selbst setzte. Denn obgleich die Barbaren von den polizirten Nationen für treulos gehalten wurden, so hielten sie sich doch unter einander für die redlichsten Leute, und glaubten, daß nichts treuloser sey, als die polizirten Nationen.

Gleichwie sich aber bald die erste Einfalt ihrer Sitten verlor: so konnten auch diese Gesetze, die darauf gegründet waren, nicht mehr ihre gute Wirkungen hervorbringen. Durch die gar zu starke Vervielfältigung der Eide verlohr sich ihre Kraft; und dem Meyneid wurden Thüre und Thore geöffnet.

Diese Art Proben zu führen hatte noch die Unbequemlichkeit, daß zum öftesten Kläger und Beklagte sich zum Schwören mit Eidhelfern anheischig machten. Hier war der Meineid unvermeidlich, und doch eben so schwer die Wahrheit zu erfahren. Sie verfielen daher auf andere

Wege;

Wege; nehmlich auf die sogenannten Ordalien oder judicia Dei. Der Name Ordalien, der schon bey dem Plinius vorkommt, zeigt ganz klar, daß sie deutschen Ursprunges und sehr alt seyn, in der gemeinen Sprache aber durch Urtheil (Ordel) GOttes sind ausgedrückt worden. Weil es nehmlich unmöglich schien, in solchen Umständen die Wahrheit durch Menschenkräfte zu entdecken, wollte man das Gericht gleichsam Gott übertragen; indem man nicht zweifelte, daß, ehe er den Unschuldigen leiden ließe, er die Wahrheit auf ein oder andere Art entdecken würde. In den alten deutschen Gesetzen kommen hauptsächlich das siedende Wasser (aeneus) und der Zweykampf vor, von denen wir in der Folge ein Mehreres hören werden.

Den alten Einwohnern ließen sie ihre eigenen Gesetze, die sich nicht für die Barbaren schickten, und sie behielten die ihrigen, die sich nicht für die Römer schickten. Hingegen nahmen sie manches von der römischen Staatsverfassung, und Verwaltung der Provinzen an. Nicht nur allein die vornehmsten Hofämter, sondern auch die Herzoge und Grafen, jedoch mit einiger Veränderung ihrer Bestimmung, wurden beybehalten, so wie auch ein großer Theil der

Ti-

Titel und des Ceremoniels. Nun sah man Viros illustres, magnificos, excellentissimos und dergleichen bey ihnen auftreten, da sie zuvor in ihrer Sprache vielleicht nicht einmal das Wort Herr mögen gehabt haben. Die Könige selbst waren begierig dergleichen Titel von dem kaiserlichen Hof, z. B. eines Patricius, Consuls, Sohns rc. zu erhalten, die die Kaiser auch gern ertheilten, weil dadurch gleichsam ein Theil ihres Ansehens und ihrer Oberherrschaft gerettet ward. Ueberhaupt kann man von den Deutschen sagen, daß sie den Schatten jenes Reiches respectirten, dessen Körper sie mit Füssen traten. Diese Titel halfen ihnen die Zuneigung ihrer neuen Unterthanen gewinnen; weil es dadurch das Ansehen bekam, als wenn sie ihre eroberten Länder mit Begnehmigung der Kaiser inne hätten. Unerachter derselben aber lebten sie nicht länger mit den Römern im Frieden, als es ihr Nutzen erfoderte.

Unter sich waren sie zwar meistens einig, wenn es zum Angreifen kam; hingegen zerfielen sie um so leichter bey der Theilung. Und gleichwie die Feindschaften unter Verwandten stärker sind, als unter Leuten, die sonst in keinem Verhältnisse unter einander stehen, also giengen sie mit mehrerer Heftigkeit auf einander los, als auf die

Römer

Römer selber. Habe du Frieden mit allen, ließen die Vandalen, Sueven und Alanen dem Kaiser Honorius sagen, und nehme die Geisel von allen an. Wenn wir streiten, so streiten wir unter uns; uns zernichten wir; und dir siegen wir; für deinen Staat wird es ein ewiger Gewinn seyn, wenn wir mit einander zu Grunde gehen. Wer würde dieses glauben, sagt der Geschichtschreiber Orosius, wenn es die Sache nicht selbst lehrte y).

Zu dem Neid und der Eifersucht wegen der Theilung gesellte sich auch noch ein gewisser Nationalstolz, und eine darauf sich gründende wechselweise Verachtung, die sie unter einander entzweyete. Ob sie schon alle deutschen Ursprunges waren, so dünkten sich doch diejenigen besser zu seyn, als die übrigen, die länger auf römischem Boden gewesen, oder mit den Römern in näherer Bekanntschaft gelebt hatten. Wir haben eine Innschrift auf den gothischen König Ataulf, worinn er ein Vertreiber der Vandalischen Barbarey, depulsor Barbariæ Vandalicae genennt wird. Wenn auch die Innschrift von Römern herrühret so ist sie doch gewiß in einem Ton gesetzt worden, der dem Ataulf und seinem

Volk

y) OROSIUS *Histor.* L. 7. C. 43.

Volk gefiel. Auch dem Ostgothischen König **Theodorich**, ob er sich gleich der gothischen Herkunft nicht schämte, merkt man es an, daß er die andern deutschen Völker als ungesittet und roh, die bey ihm erst Staats- und Regierungskunst lernen müßten, ansieht. Sogar den Burgundischen König **Gundobald** läßt **Gregorius** von Tours zu seinem Minister **Aredius** sagen: **Ich bin ganz in Aengsten, und weiß nicht, was ich thun soll, weil diese Barbaren** (die Franken) **über uns gekommen sind, damit sie unser Land zu Grunde richten.**

Es war ein Glück für die Römer, daß die meisten dieser Nationen, als sie in das römische Reich einrückten, Christen waren. Der Stadt Rom insonderheit ist dieses wohl zu statten gekommen. **Alarich** schonte die Kirchen, und was sich dahin geflüchtet hatte, ob er schon ein Arianer war. Daß er aber ein Arianer, und nicht katholisch gewesen, daran waren die Römer selber Schuld. **Ulphilas**, ein vornehmer Goth, kam an den Hof des Kaiser **Constantius**, um einige Geschäfte im Namen seines Volkes zu besorgen. Als diese keinen erwünschten Fortgang gewinnen wollten, riethen ihm einige der Hofleute, sich zu der christlichen Religion, und zwar nach den Grundsätzen

des Arius, denen der Hof damals beypflichtete, zu bekennen. **Ulphilas** that es, und war glücklich in seinen Verrichtungen. Als er nach Hause kam, beredete er auch sein Volk zu eben diesem Glaubensbekentnisse, und übersetzte ihnen die Bibel in ihrer Sprache, von welchem schätzbaren Werke ein Theil bis auf uns gekommen. Der Hof änderte zwar unter den folgenden Kaisern, in Ansehung der Arianischen Lehre, seine Gesinnungen; allein, die Gothen blieben standhaft bey ihren einmal angenommenen Sätzen, entweder daß sie von Natur nicht so wankelmüthig gewesen, oder daß die sich immer mehrende Abneigung gegen die Römer, und Verachtung derselben, oder gar keine verdeckte Staatsursache Schuld daran gewesen. Ihrem Beyspiel folgten auch andere deutsche Nationen, als die Vandalen, Burgunder und Heruler, die ebenfalls die Lehrsätze des Arius annahmen.

Wenn die Politik Theil daran gehabt: so haben sie es in der That nicht zum Besten getroffen; indem die Verschiedenheit der Religion zwischen ihnen und ihren neuen Unterthanen solche Schranken setzte, daß nicht leicht ein Volk daraus werden konnte, noch weniger aber die Gemüther zu jenem heilsamen Bestreben nach einer gemeinschaftlichen Glückseligkeit konnten vereiniget werden.

den. Einige davon, als die Vandalen, verdarben vollends alles, da sie, auf Anstiften der aus dem römischen Reich vertriebenen, und zu ihnen geflüchteten Arianer, intolerant wurden, und ihre katholischen Unterthanen verfolgten. Sidonius macht uns auch von dem Zustande der katholischen Kirchen unter den Visigothen eine solche Beschreibung, die uns leicht begreifen läßt, warum sich ihre katholischen Unterthanen nach der Herrschaft der Franken gesehnet, und sich alle Mühe gegeben, unter dieselbe zu kommen, obschon diese noch Abgötter waren. Gutes und Böses gegen einander gehalten, muß man doch allemal sagen, daß die Provinzen des ehemaligen römischen Reichs durch den Einmarsch der Barbaren mehr gewonnen, als verlohren haben. Diese durch Freunde und Feinde verwüsteten Länder brauchten Hände zum Arbeiten, und Männer zur Bevölkerung. Orosius, ein gleichzeitiger Schriftsteller, bezeugt es wenigstens, daß sich die römischen Provinzen wohl dabey befunden. Die Barbaren selbst, sagt er haben gleich nach ihren Eroberungen ihre Schwerter verabscheut, und den Pflug ergriffen, und gehen mit den übrig gebliebenen Römern als mit Freunden und Verbundenen um, so, daß es Römer giebt, die die ar-

me Freyheit, die sie unter den Barbaren geniessen, der tributbaren Sorgfalt unter den Römern weit vorziehen z). Von den Burgundern insonderheit sagt eben dieser, daß sie gelind, sanftmüthig und redlich mit den Galliern umgehen, nicht als mit Unterthanen, sondern als mit Brüdern a).

In den Burgundischen Gesetzen b) heissen die zusammen einquartirten Burgunder und Römer Gäste, (Hospites). Nach den deutschen Begriffen, vermöge derer die Gastfreyheit eine der unverletzlichsten Pflichten war, konnte man nichts nachdrücklichers sagen. Die Städte verlohren dem Anschein nach; Künste und Wissenschaften verschwanden, weil es an Kennern fehlte, auch Ge-

z) Quanquam & post hoc quoque barbari continuo execrati gladios suos ad aratra conversi sunt, residuosque Romanos ut socios modo & amicos fovent, ut inveniantur jam inter eos quidam Romani, qui malint inter barbaros pauperem libertatem, quam inter Romanos tributariam solicitudinem sustinere. OROSIUS *Hist. L.* 7. *C.* 41.

a) Blande, mansuete, innocenterque vivunt, non quasi cum subjectis Gallis, sed vere cum fratribus christianis. OROSIUS *Hist. L.* 7. *C.* 32.

b) *LL. Burg. Tit.* 54.

Gewerb und Handlung versiegeten, und die Bewohner der Städte wurden zuletzt wenig besser, als zwischen Mauren wohnende Ackersleute. Ob sie aber nicht glücklicher dabey waren, als bey den schweren römischen Bedrückungen, ist eine andere Frage. Isidorus bezeugt uns wenigstens, daß man bis auf seine Zeit die Herrschaft der Gothen der römischen vorgezogen habe c). Man vergleiche nur die Schilderung, die er im Anfang seiner Chronik von Spanien unter der Herrschaft der Gothen macht, und sehe, ob das nemliche zu irgend einer Zeit, auch die unsrige nicht ausgenommen, von Spanien gesagt worden.

Die Deutschen selbst, so glänzend auch ihr gemachtes Glück anfangs schien, haben am wenigsten dabey gewonnen. Die erste Glückseligkeit vergieng wie ein Traum, und ließ nichts zurücke, als daß aus Dingen, die sie sonst kaum dem Namen nach gekannt hatten, wahre Bedürfnisse wurden, die auf ihre Sitten eine um so schlimmere Wirkung hatten, weil die Leidenschaften noch eben so stark und lebhaft waren, als zuvor; nun aber durch den unendlich verschiedenen Stoff ins Unendliche vervielfältiget wurden; daher rühren in ihrer folgenden Geschichte so viele Auftritte, wo

c) Apud GROTIUM *prolegom. Historiæ Gothorum.*

rinn Grausamkeit, Aberglaube, Treulosigkeit und Schwäche so ineinander verwebt sind, daß man nicht weiß, ob man sie bedauren, oder unwillig über sie werden soll. Ich will nicht sagen, daß sie in ihren alten Heimathen tugendhafter gewesen; doch waren sie gewiß nicht so lasterhaft. Ueberhaupt scheint die Zeit, die zwischen der ersten Einfalt der Sitten in dem natürlichen Stande, und dem polizirten Stande verstreicht, auf allen Seiten die schlimmste zu seyn. Wir sind zwar nicht im Stande genau zu bestimmen, wo der polizirte Stand in seiner Vollkommenheit anfange; doch wenn nur einmal die Verfeinerung die Barbarey überwieget, so zeiget sich schon die Hoffnung besserer Zeiten, und man hat nicht mehr Ursache, sich in den Stand der Wildheit zurück zu wünschen.

Errata.

Seite		Zeile		statt		lese
37	—	16	—	eine	—	es
61	—	11	—	wußten	—	mußteu
102	—	5	—	sogar	—	sogut
104	—	letzte		der	—	er
112	—	24	—	diejenigen		denjenigen,
119	—	4-5		dessein	—	dessen
134	—	16-17		vornehmsten Trierern		vornehmste der Trierern
137	—	7	.	seyn	—	seyen
145	—	16	—	dem	—	den
155	—	12	—	Steifereyen		Streifereyen
228	—	letzte Zeil		Nom	—	Rom
256	—	20	—	quam	—	tam
279	—	2	—	könilig chen		königlichen
285	—	23	—	öftesten	—	öftersten
287	—	18	—	unerachter	—	unerachtet

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmidt, Michael Ignaz, 1736-1794

Michael Ignaz Schmidts Hochfürstl. Wirzburgischen geistlichen Raths, und ordentlichen Lehrers der Geschichte auf der Universität zu Wirzburg, wie auch Bibliothekars bey derselben Geschichte der Deutschen
Bd.: 1

Mannheim und Frankenthal 1783

Germ.g. 433-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10017139-3
VD18 90041755